

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen durchslog die Kunde das Städtchen Dohlenwinkel: Herr Jakob Bartels, der Erbonkel, ist erkrankt und muß das Bett hüten!

Schwester Emmerenzia hatte es von Frau Gertrud, der häßlichen Haushälterin, Martha von dem Wallfisch-Wirth, Adalgunde von Hans, dem verliebten Ladendiener, gehört. Die Schreinerfamilie und die adligen Bartels wurden nun sofort alarmirt — nur der Bruder Eusebius war gänzlich vergessen worden.

Der Wallfisch hatte richtig prophezeit und nur in einem sich geirrt: Dame Edeltrud nämlich war schneller gewesen als die „Schreinerleut“, und auf die Nachricht, daß der „theure Schwager“ schwer erkrankt sei, hatte sie sich, zur Freude des gefühlvollen Hans, mit ihrer Lieblingstochter Adalgunde höchstselbst zu dem Erbonkel begeben.

Herr Jakob saß in einer weißen, baumwollenen, gestrickten Zipfelmütze und angethan mit einem keineswegs sauberen Nachtkamisol in seinem Bette aufrecht, das eine braune, geblümte Kattundecke verhüllte. Er beantwortete mit kläglichlicher Stimme die theilnehmenden Fragen der Frau Hofrätthin, während seine Neuglein tüchtig leuchteten und den zahlofen Mund ein freundliches Grinsen verzog.

Nachdem die arme Adalgunde durch die schon so vielfach wiederholte Frage des Erbonkels, ob Theobald nicht bald kommen werde, in große Verlegenheit gebracht worden, ließ der Leidende nicht unendlich merken, daß er mit der verehrten Schwägerin noch einige ernste Sachen zu besprechen habe, welche man am liebsten ohne Zeugen verhandle.

Adalgunde erhob sich schnell, und da die Mama sich plötzlich erinnerte, daß noch Einkäufe unten im Laden zu machen seien, begab sie sich hinab.

Hans saß auf einer halboffenen Häringstonne und trocknete sich eben mit dem Zipfel seines hellgrünen Foulardshawls, den er als Kravatte um den langen Hals wie einen Strick geknüpft trug, eine Thräne ab, die langsam über die bartlose Wange rollte.

Adalgunde trat theilnehmend näher; bei ihrem Anblick ging ein Leuchten über sein unschönes Gesicht.

„Ach, Sie sind es, theures Fräulein! — Mit was kann ich denn dienen?“

„Bleiben Sie nur sitzen, das eilt nicht,“ sagte Adalgunde

sanft. „Es thut mir recht leid, daß Sie sich des Onkels Krankheit so zu Herzen nehmen. Sie haben ihn wohl recht lieb?“

„Ja, ich habe ihn lieb,“ erwiderte Hans mit Wärme, „trotz seiner vielen Wunderlichkeiten. War er doch der einzige Mensch, welcher gütig gegen den häßlichen, verlassen Knaben gewesen ist. Frau Gertrud sorgte wohl auch für mich, gewiß, sie hat mich gern, aber sie ist meine Tante, die einzige Schwester meiner armen, so früh geschiedenen Mutter, da folgte sie einem natürlichen Gefühle, sonst —“ Hans brach ab und fuhr sich wieder mit dem Zipfel des erwähnten Foularde über die Augen.

„Aber Herr Hans, — wie können Sie so reden!“ flüsterte Adalgunde mit mildem Vorwurf.

„Es ist aber doch die Wahrheit,“ seufzte er.

„O nein. — Ich zum Beispiel — ich habe — Sie —“

„Fräulein Adalgunde — Sie — Sie hätten mich —“

Hans war aufgesprungen von seinem improvisirten Sitze, mit ausgebreiteten Armen, wie ein Meilenzeiger, stand er vor dem erröthenden Mädchen. Da klang es hinter ihm, vom Eingange des Ladens her:

„Vor sechs Pfennige Syrup, um einen Dreier Del, ein'n Salzhäring und drei saure Gurken!“

Blitzschnell wandte sich, gleich einem Schauspieler, der sein Stichwort gehört, der gefühlvolle Ladendiener um, und während Adalgunde sich zu einem Sack Reis niederbeugte und sich angelegentlich mit den einzelnen Körnern zu beschäftigen schien, verlangte der Lehrjunge des lahmen Schneiders von gegenüber, noch einmal recht vernehmlich die schon genannten Gegenstände, welche ihm zuzumessen und einzuhändigen Hans sich beeiferte.

Wieder war der günstige Moment zu einer Erklärung vorübergegangen, denn eben nahte der Schreinermeister Johann, grüßte sichtlich und schritt nach einem finstern Blicke auf Adalgunde durch den Laden, um sich in den Oberstock zu begeben. Dort kam er eben zur rechten Zeit an, um den Abschied Bruder Jakobs und der Hofrätthin mit anzusehen. Mit stummem Grusse wollte die Dame an dem Schwager vorbeigehen, als der Erbonkel, nach einem heftigen Hustenanfalle, mit halb erstickter Stimme rief:

„Schide mir schnell den Jakob — hörst du Johann? — schnell!“

Frau Edeltrud biß sich auf die feinen Lippen und vergaß sogar in ihrem Aerger, ihr Bedauern über den argen Husten

dem theuren Schwager anzusprechen, was doch die gewöhnlichste Artigkeit geboten hätte.

Mit bitterem, haßerfüllten Herzen kam sie daheim an, die verschüchterte Adeligunde begab sich sofort zu Köschchen in die Küche, um der Schwester die gute Nachricht, Jakob betreffend, mitzutheilen.

Eine Viertelstunde später trabte der kleine Hofrath bereits, auf der Gattin Geheiß, dem grauen Hause am Markte zu. Zu seinem größten Erstaunen indessen ward ihm der Eintritt in das Krankenzimmer verweigert, und Frau Gertrud, die den „Herrn von Bartels“ bestens ersuchte, „ergeben“ zu warten, erzählte, daß Herr Jakob mit seinem Pathen, dem Schreinersöhne, geheime Zwiegespräche halte.

Endlich entfernte sich der präsumtive Erbe und das graue Männlein durfte eintreten. Jedenfalls aber war der Kranke durch die vorhergegangene Unterredung angestrengt worden, denn er beantwortete des Bruders Fragen flüchtig, fast mürrisch, und wandte sich dann zur Seite, indem er murmelte:

„Laßt mich schlafen, — nachdem mein Haus bestellt ist, habe ich Ruhe.“

Was blieb da dem rathlosen kleinen Hofrathlein übrig, als mit diesem geringen Resultate — eigentlich konnte man es ein negatives nennen — zu seinen Hausgöttern zurückzukehren!

An der Ecke der Straße begegnete ihm noch Bruder Johann, der eiligst und mit hochrothem Gesichte dem grauen Hause am Markte zuwies. Herr von Bartels drückte den Hut in die Stirn und blickte schnell nach der andern Seite, damit er den Bruder, den Vater des Erben, nicht erst zu grüßen brauchte.

Beim Mittagstisch erschien Köschchen, ebenfalls mit brennenden Wangen, und setzte eine gänzlich versalzene Suppe vor. Aber selbst dieses kleine Unglück ward kaum beachtet, so sehr waren alle Betheiligten von dem großen Ereignisse, das seine Schatten schon voraus warf, in Anspruch genommen.

Am Nachmittag, als sich die Ehegatten zu einer geheimen Berathung zurückgezogen, geschah das Unerhörte: das graue Männlein wagte es zum erstenmale im Leben, der geborenen Freiin von Reckenstein ernstliche Vorwürfe darüber zu machen, daß sie das zarte Liebesbündniß der jungen Verwandten auf so rauhe Weise zerrissen habe.

„Konnte ich ahnen, daß dieser einfältige Burche der Erbe sein werde?“ fragte Edeltrud heftig.

„Nein, das nicht — aber —“

„Nun was — aber?“

„Wenn du deine Einwilligung nicht so strenge versagt, dann wären Köschchen und Jakob jetzt Braut und Bräutigam und niemand könnte uns des Eigennutzes zeihen, daß wir unser Kind dem Manne gegeben, der es liebte und zur Ehe begehrte.“

„Man könnte sich die Sache ja noch überlegen,“ meinte die Hofrathin nachdenklich.

„Ja, was nicht es, wenn wir es uns überlegen,“ erwiderte der bestimmte Vater, nicht ohne Bitterkeit. „Glaubst du wirklich, daß der abgewiesene Freier — der Erbe von hunderttausend Thalern, sich noch einmal um unser armes, kleines Köschchen bewerben wird?“

Dame Edeltrud seufzte. „Wie die Menschen schon einmal sind, kannst du recht haben, Sebaldus.“

Der kleine Mann sprang ganz erschrocken auf und blickte der Lebensgefährtin verstört in das Antlitz, dem der Stempel tiefer Niedergeschlagenheit aufgedrückt war. Sie hatte ihm gesagt, — sie, Edeltrud von Reckenstein, daß er recht gehabt habe! Das war das erstemal in dem Ehe- und Bebestand langer, langer Jahre geschehen, das mußte etwas zu bedenten haben, denn man sagt ja, daß ein Mensch nur im letzten Stadium seines Erdenwallens solche gewaltige Wandlungen durchmache.

„Bist du krank, Trudchen?“ fragte daher auch der Hofrath ängstlich, und war erst wieder beruhigt, als sie ärgerlich, aber sehr bezeichnend, ein „Dummkopf“ vor sich hin brummte.

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet, die alte Magd steckte den Kopf herein und meldete, daß der Herr Jakob Bartels den Herrn und die gnädige Frau zu sprechen wünsche.

Das Ehepaar blickte sich starr an, dann schlug der Hofrath vergnügt auf seine noch schwächeren Beine und rief fröhlich: „Soll nur hereinspaziren, der brave Junge!“

„Sebaldus!“ verwies Dame Edeltrud, die ihre würdige Haltung wiedergefunden, strafend, und fuhr, zur Magd gewendet, fort: „Führe den Herrn Bartels in unser Speisezimmer, wo die Ahnenbilder hängen.“ Dann zupfte sie ihre Haube zurecht, strich

das Kleid grade und begab sich, hoch aufgerichtet, ohne den kleinen Hofrath weiter zu beachten, zu den Ahnenbildern und dem jungen Schreinergefelten in das Speisezimmer — das einzige der standesgemäßen Wohnung, welches durch seine Größe imponirte.

Eine Viertelstunde später ward Köschchen gerufen; sie erschien im gewöhnlichen Hauskostüm und hatte nur eiligst über das blaue Leinenkleid eine weiße Schürze gebunden. Die Hofrathin bemerkte dies zu ihrem großen Aerger, denn die Feierlichkeit der Verlobungszeremonie, welche eine schwungvolle Anrede der Dame Edeltrud einleitete, ward dadurch beeinträchtigt.

Jakob hatte nämlich noch einmal in aller Form um Köschchens Hand geworben und war zu dem Zweck wirklich, wie Jonas Wallfisch vorhergesehen, in seinem Konfirmationsfrack erschienen. Der lange Mensch war demselben freilich längst entwachsen, und besonders die Arme erschienen durch die schwarzen, engen Frackärmel nur halb bekleidet. Das Brautpaar, wie es so Hand in Hand vor der gestrengen Mutter stand, mußte jeden unbetheiligten Zuschauer auf die Vermuthung bringen, daß hier irgend ein Verbrechen gerichtet werde. Theilnehmende aber dieser Szene waren der kleine Hofrath und A.

Endlich ward der Bräutigam mit dem seine Eltern zu einem improvisirten Verlobung Abend einzuladen. Die Sache, nachdem sie diehen, sollte nun auch gleich offiziell gemacht

Herr Johann Bartels, als ihm diese Ein glückseligen Jakob überbracht ward, blinzelte Friederike hinüber, und als der Sohn das sprach er:

„Gelt, Kieckchen, das war ein schlauer Strich. Jetzt müssen die bei Hofraths noch gar nicht wissen, daß ihre Rosel die Erbin wird, sonst hätten sie das Mädchel nie und nimmer unserm armen Jungen gegeben, den der Bruder Jakob, obgleich er sein Pathe ist, so mir nichts dir nichts zu Gunsten der kleinen enterbt hätte, was ihm Gott verzeihen möge. Uebrigens will ich doch jetzt gleich zu Jakob gehen und ihm eine Anzeige von der Verlobung machen. Die Hofrathin kann dann nicht mehr zurück — besser ist besser, und Vorsicht die Mutter der Weisheit.“

* * *

In dem kleinen Hause mit den grügestrichenen Fensterläden, das vormalig dem alten Schreiner Mertens gehört, ging es jetzt heiter und lustig zu. Vor acht Tagen, am 10. Mai, war ein hübsches, junges Ehepaar dort eingezogen. Der lange Jakob sah recht stattlich aus, und man merkte es ihm an, daß er bestrebt war, sich ein „reputirliches“ Ansehen zu geben, kam er sich doch selbst noch ein wenig zu jung vor für einen Ehemann.

Dasselbe Bedenken hatte Frau Edeltrud damals bestimmt, an ihre Einwilligung zur Verlobung des jungen Paares die Bedingung zu knüpfen, daß die Hochzeit erst in drei Jahren stattfinden solle. Auch der Schreiner hatte nichts dagegen einzuwenden, kannte er doch Köschchens treue Liebe für seinen Sohn und war daher überzeugt, daß, auch wenn der Erbonkel inzwischen starb, die Erbin sich nicht werde sträuben, ihr Wort einzulösen.

Die Liebenden hätten auf das Glück der Vereinigung demnach beträchtlich länger warten müssen, wenn nicht von einer Seite, von der sie es am wenigsten vermuthet, Hilfe gekommen wäre.

Der Erbonkel nämlich hatte bestimmt, daß die Hochzeit im Frühjahr sein solle. Er hatte sich damals, im Herbst, merkwürdig schnell von seinem Krankheitsanfall erholt, selbstredend zur „großen Freude“ der erbberechtigten Sippe!

Nachdem er ziemlich brummig seine Einwilligung zu der projektirten Verbindung gegeben, beauftragte er Jonas Wallfisch, mit Meister Mertens das Nöthige, den Verkauf des kleinen Hauses und der Tischlerei betreffend, abzuschließen. Das Geschäft kam auch, wie zu erwarten stand, ziemlich leicht zu Stande, und an dem Tage, an welchem der Gefell Jakob Bartels Meister ward, erhielt er von seinem Pathen die Schenkungsurkunde über Haus und Grundstück. Auch Köschchens Aussteuer bestritt der Onkel, was nun wieder Herrn Johann Bartels und Frau Friederike in ihrer Vermuthung, daß sie die Erbin sei, bestätigte.

Allerdings ging der alte Herr, nach der Hofrathin Ansicht, dabei höchst knauserig zu Werke. Gertrud, welche gemessenen Befehl von ihrem Herrn erhalten, nur das Nothwendige und Nützliche anzuschaffen, aber keinen Pfennig für unnützen Kram zu verschwenden, kam dieser Instruktion gewissenhaft nach, und

wenn das junge Mädchen nicht durch Schmeicheleien von der mürrischen Alten sich dies und das erstritten, wären in der großen Nußbaumholz-Kommode nicht Schätze aufgespeichert gewesen, wie sie das Herz einer jeden jungen Frau mit Entzücken erfüllen. — Köschens mujierte zuweilen mit verklärten Blicken alle diese schönen Sachen, und es störte sie wenig, daß die gestrenge Mama mit verächtlichem Naserümpfen von dem altmodischen Granatschmuck, dem schwarzen Seidenkleide und der Bisampelz-Garnitur gesprochen und es für höchst „vulgär“ erklärt hatte, die silberne Zuckerdose (das Hochzeitsgeschenk des Erbonkels), sowie die zwölf silbernen Kaffeelöffel, die im offenen Etui, hinter dem Brautkranz im Glaschränken prangten, auf diese Weise den Blicken der Besucher preiszugeben.

Köschens Stolz aber war die „rothe Garnitur“, welche in der Buchstube prangte. Jakob hatte Wort gehalten. Die Gestelle daran waren das Werk seiner fleißigen Hände, und von seinen kleinen Ersparnissen hatte der junge Meister den grellrothen Wollendamast zu den Bezügen angeschafft.

Mit leisen Sohlen schlich die junge Frau durch die „Buchstube“ und fast andächtig bewundernd blieb sie vor dem rothen Damast-Sopha stehen und konnte sich garnicht satt daran sehen.

Zuweilen gesellte sich auch der „Meister“ zu ihr, denn Jakob pflegte sein Frauchen öfter in der Küche, im Keller oder in der Wohnstube aufzusuchen, scheinbar freilich, um irgend eine wichtige Angelegenheit mit ihr zu besprechen, in Wirklichkeit aber plagte ihn die Sehnsucht nach ihr, wenn er das liebe, frische Gesichtchen und die guten, freundlichen Augen nicht beständig vor sich sah. Merkwürdigerweise sprachen die jungen Eheleute, wenn sie sich in Zukunftshoffnungen berauschten, selten oder nie von der einstmalig zu erwartenden Erbschaft, obgleich die Vermuthung doch ziemlich nahe lag, daß der Oheim, der sich so gültig gegen sie erwiesen, ihnen wohl auch die Erbschaft zuwenden werde. Das bescheidene Köschchen und der fleißige Meister Jakob brauchten den Reichthum des Erbonkels nicht, um glücklich zu sein, und deshalb ward der Schatz von ihnen auch nicht so sehnsüchtig begehrt. Dunkel Eusebius war ein häufiger Gast in dem Häuschen mit den grüngestrichenen Fensterladen. Auch der alte Student suchte Propheten zu machen für seine Lehre von der Nichtigkeit irdischer Güter, und er freute sich, daß seine jungen Verwandten so genügsame Naturen waren, wenn er gleich die überschwängliche Zärtlichkeit, die sie für einander hegten, wenig vernünftig und seinen philosophischen Lehren nicht analog fand.

So strenge Dame Edeltrud den Umgang mit den bürgerlichen Bartels auf das allerbescheidenste Maß reduziert hatte und weder die Besuche der Schwägerinnen annahm, noch dieselben erwiderte, so wenig konnte Köschchen sich abschließen. Nur die verdrießliche Miene Meisters Jakobs verschonte noch einigermaßen die lästigen Besucherinnen. Tante Martha glied bereits einem wandelnden Fasse und Emmerenzia war in der Länge der Zeit zum Spahn geworden.

Die Neigungen der dicken Dame hatten sich mehr und mehr den materiellen Genüssen des Lebens zugewendet, während die magere Emmerenzia mit der Habichtsnase, dem zurückgebauten Kinn, den begehrlischen Augen und der lächelnden Stimme sich völlig vergeistigt hatte.

Im letzten Jahre, nachdem die zwei offiziellen Persönlichkeiten des Städtchens, welche sozusagen dem Publitzum angehörten, der alte Pastor und der junge Arzt, die ihnen dargebrachten zarten Opfergaben eines liebebedürftigen Frauenherzens kalt verschmäht, hatte sich Emmerenzia auf das Dichten verlegt. Dem geduldigen Papiere vertraute sie die verschwiegensten Ergüsse einer üppigen Phantasie an, hier strömte sie in sehr holprigen Versen und mit Zuhilfenahme der kühnsten Bilder aus, was ihr jungfräuliches Herz bewegte, und Emmerenzia's Haß gegen Hans, den einstigen Gegenstand ihrer Liebe, datirte erst von dem Moment, wo sie die Bemerkung machte, daß er, hinter dem Ladentische sitzend, entschlafen war, in dessen sie ihm eine Sammlung ihrer lyrischen Poesien, unter dem Titel „Geistige Kinder Floras“ zum besten gegeben.

Selbstverständlich ward Emmerenzia's neueste Passion von Martha, Johann und dessen Gattin, die für Poesie auch nicht das mindeste Verständniß hatten, auf das entschiedenste verdammt, und die alte, schwärmerische Jungfrau war mehr als je die Zielscheibe des Spottes. Am meisten entriistet über diese verdammenswerthe und sündhafte „Schreiberei“ aber war die greise Gertrud, und Herr Jakob hatte manche heitere Stunde, wenn die alte Haushälterin, welche sehr fromm war und gleichzeitig strenge

Ansichten über Zucht und Sitte besaß, ihm, in ihre Prosa überseht, die romantischen Ideen Emmerenzia's vortrug.

Der „Erbonkel“ ließ es dann an ziemlich grobkörnigen satirischen Bemerkungen auch seinerseits nicht fehlen. Trotzdem hatte es sich die „Dichterin“, wie sie selbst sich nannte, nicht entgehen lassen, zu Köschens Hochzeit ein „Carmen“ zu verfertigen, das nicht mehr und nicht weniger als 32 achtzeilige Strophen enthielt und die Banne der Liebe, das Glück der Ehe besang.

Für den auf den 25. Mai fallenden Geburtstag Bruder Jakobs hatte die poetische Schwester gleichfalls ein längeres Gedicht unter der Feder, das bestimmt war, zum Schluß der Feier, wenn der Toast auf das Geburtstagskind ausgebracht ward, vorgetragen zu werden. Der geizige, alte Herr war nämlich auf diesem Tage — und nur an diesem — ein großmüthiger und splendider Gastgeber. Da wollte er die ganze erbberchtigte Sippe um sich sehen, zum Zweck, sich so recht gründlich über die Schwächen, Thorheiten, ja über die Niedertracht des ihm verhassten Menschengeschlechts lustig zu machen, das er in diesen unschönen Exemplaren vertreten sah. Bruder Eusebius, der Philosoph, pflegte bei solchen Gelegenheiten nie zu erscheinen, ja er wünschte dem Bruder nicht einmal Glück, weil er, gleich dem Philosophen Empedokles, die Welt als ein Jammerthal, als eine Art von Exil ansah und es nicht für logisch hielt, die Verlängerung dieser Strafzeit, welche die Seele abbüßen mußte, noch zu bejubeln.

Das Fest selbst wurde in einem zu dem Grundstücke des Erbonkels gehörigen großen Garten abgehalten. Das graue Haus am Markte nämlich hatte zwei Höfe, und wenn man den zweiten langen und schmalen Hof passirt hatte, stand man plötzlich vor einer halb verfallenen Mauer, in der sich eine kleine Thür befand. Durch diese Thür nun betrat man einen ziemlich großen, aber sehr verwilderten Garten. Die Kunst hatte hier nichts, die Natur viel gethan. Schöne, alte Bäume und im Mai und Juni ein reicher Rosenstolz entzückten das Auge und ließen es vergessen, daß man sich in einer kleinen Wildniß befand und der Fuß über üppig aufgeschossene Schlinggewächse strauchelte, während die Kleider an den Dornen hängen blieben.

Inmitten eines wüsten Rasenplatzes stand ein großes Sommerhaus, das nur einmal im Jahre, und zwar eben zu dem festlichen Tage, gereinigt und nothdürftig ausgebessert wurde. Hier wurde das Festmahl eingenommen.

Die Geschwister Bartels, welche Bruder Jakobs konservative Neigungen kannten und im vorhinein wußten, daß er bei seiner großen Vorliebe für den sogenannten Rosengarten sein Geburtsfest wiederum dort feiern werde, hatten, wie alljährlich, allerlei Ueberraschungen ausgedacht, durch die sie sich bei dem Erbonkel in Gunst setzen wollten.

Der Schreinermeister Johann hatte das von den letzten Winterstürmen fast zerstörte Sommerhaus renovirt und Jakob, der junge Meister und zukünftige Erbe, sogar einen bequemen Sessel für Onkel Jakob angefertigt, auf dem ein von Köschens geschickter Hand zierlich gesticktes Polster lag.

Adelgunde, die ein wenig zeichnete und in Wasserfarben malte, hatte den Rosengarten sammt dem renovirten, grünangestrichenen Sommerhause abkontert und unter Glas und Rahmen bringen lassen. Die Hofrathin jedoch, deren elegante Hausmütze mit der goldnen Troddel im Vorjahre nicht den gehofften Erfolg gehabt, sann auf eine außergewöhnliche Ueberraschung, die noch dazu allen Dohlenwinklern ein Geheimniß bleiben sollte, damit ihre „Idee“ ihr nicht gestohlen werden könne.

Die geborene von Reckenstein hatte während ihrer „glücklichen“ Mädchenjahre, wie sie dem Gatten seufzend erzählte, Gelegenheiten gehabt, der Feier so vieler hohen und allerhöchsten Geburtstagsfeste anzuwohnen, daß sie sehr genau wußte, was zur Verherrlichung eines solchen Tages erforderlich sei. Das hatte sie nun auf den kühnen Gedanken gebracht, in dem entferntesten Theile des Rosengartens, wo sich früher eine Regelbahn befunden, ein Feuerwerk abzubrennen. Dame Edeltrud versprach sich viel von diesem „Illuziren“ Einsall, und schrieb selbst an ihren Sohn Adelhardt, daß er ihr aus Wolfsburg die erforderlichen Feuerwerkskörper sende. Nur die verschwiegene Adelgunde wußte darum, und der Hofrath, der mit dergleichen Sachen umzugehen wußte, hatte die von Wolfsburg angekommene Kiste in Verwahrung genommen und beschloffen, die erforderlichen Vorbereitungen erst am Nachmittage des Festtags zu treffen, damit niemand etwas davon erfahren und Neid oder Mißgunst den schönen Plan nicht noch kurz vor der Ausführung vereiteln könne. (Fortsetzung folgt.)



Das erste Sturzhob. (Seite 95.)

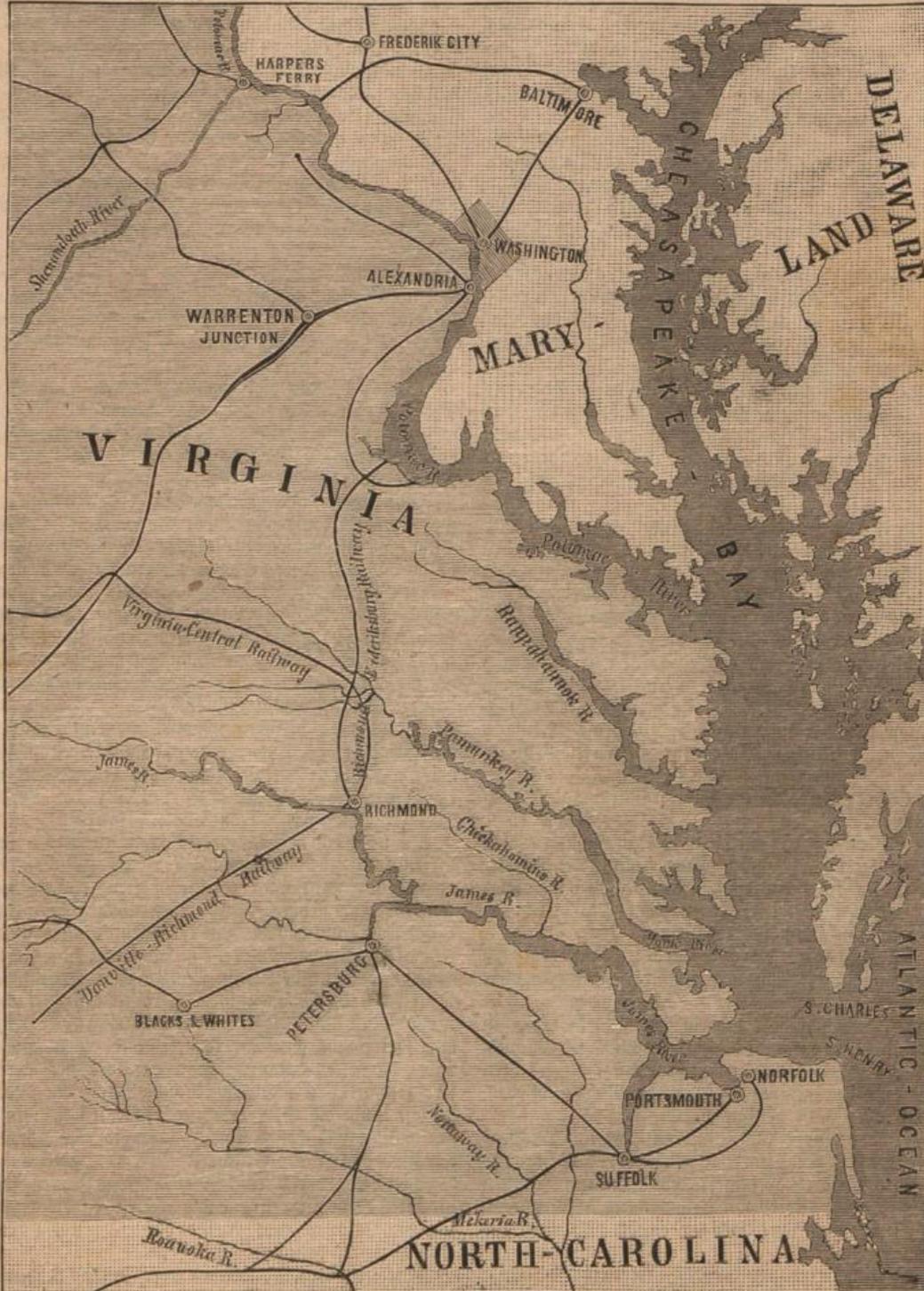
Old John Brown.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Durch Bundesgesetz vom Jahre 1820 war bestimmt, daß nördlich von 36½ Grad in den Vereinigten Staaten die Sklaverei nicht neu eingeführt werden dürfe. Dieser „Kompromiß“, welcher

Norden. Wie bei dem gewaltthätigen Charakter des südstaatlichen Gefindels nicht anders zu erwarten war, kam es bald zu Tumulten, zu Thätlichkeiten und schließlich zum Bürgerkrieg.

anfänglich den Interessen der Sklavenbesitzer entsprach, wurde ihnen im Lauf der Zeiten eine unerträgliche Fessel, die zu sprengen ihnen im Jahr 1854 gelang. Ein Kongreßbeschuß vom 25. Mai 1854 setzte fest, daß die nördlich des 36½ Grades liegenden Territorien Kansas und Nebraska „ihre heimathlichen Angelegenheiten und Einrichtungen selbst ordnen sollten — einzig unterworfen den Bestimmungen der Konstitution der Vereinigten Staaten“, die bekanntlich damals kein Verbot der Sklaverei enthielt. Es war nicht das erstmal, daß das Prinzip des Selbstregiments, daß die „Freiheit“ der schrecklichsten Unterdrückung und Todsfünde gegen das heilige Prinzip der Freiheit zum Deckmantel, zum Werkzeug zu dienen hatte. Die Politiker des sklavenfeindlichen Nordens, so weit sie nicht durch südliches Gold korrumpiert waren, ließen sich auf



Harper's Ferry und Ost-Virginien.
Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten.

der Leimruth der „freien Selbstbestimmung“ fangen. Es galt jetzt, die „Freiheit“ zu — regeln. Die Ansiedler benannter Territorien sollten ihre Angelegenheiten und Einrichtungen „frei ordnen“. Gut: die Sklavenbarone waren nicht verlegen, sie mietheten tausende von verkommenen Subjekten und schickten sie nach Kansas, um dort „frei zu ordnen“. Die Gegner der Sklaverei merkten den Trick bald und beförderten ihrerseits nach Kräften die Einwanderung von „freien“, zuverlässigen Ansiedlern aus dem

verbreitet hatte, und der allgemein für das Haupt und die Seele der werktätigen Sklavenbefreier, der ecclesia militans — der kämpfenden Kirche des Abolitionismus galt. Der Ruf erging, und John Brown folgte dem Ruf. Mit vier Söhnen zog er nach Kansas, gab der dortigen Bewegung, was ihr bisher gefehlt: einen Mittelpunkt, organisirte mit ebenjoviel Geschick als Unerbrosenheit den Widerstand, und wurde bald der Schrecken aller „Grenzhallunken“ und ihrer Patrone. In zahlreichen

Die, ganz unter dem Einfluß der Sklavenbarone stehende Bundesregierung leistete den südstaatlichen „Grenzhallunken“ (border ruffians) in schamlosester Weise jeden möglichen Vorschub; erkannte z. B. die Wahl eines Kongreßdelegirten als gültig an, der von diesem Gefindel mit Hilfe einiger tausend eigens zu dem Zweck aus Missouri herübergestrohlter Lumpen „gewählt“ worden war; bestätigte die auf die gleiche Manier zu Stande gebrachten Lokalbehörden und gesetzgebenden Körper von Kansas zc. Entweder mußten die „freien“ Ansiedler das Feld räumen, oder sie mußten den Handschuh aufnehmen. Gewalt gegen Gewalt. Die Entschiedeneren unter den Abolitionisten besannen sich nicht lange: Geld und Freiwillige wurden gesammelt. Man brauchte einen Führer. Nur an Einem wurde gedacht: an John Brown, dessen Ruf sich allmählich über die ganzellunion

Kämpfen bewies er sein außerordentliches Talent für den Freischaaaren-, den Guerillakrieg.

In die Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz. Wer sich näher unterrichten will, dem sei die Schrift Prowe's „John Sawatomie Brown, der Negerhelden“*) empfohlen. Bloss wie Brown den Namen „Sawatomie“ sich erworben, sei in seinen eignen Worten erzählt. Nach zweijährigem Kämpfen und Ringen — im Rath, auf dem Schlachtfeld; als Redner, als Freischärler; im offenen Feld, hinter Stadtmauern — wollte eine Schaar von 500 Südstaatlern dem „alten John Brown“, der mit 30, geschrieben: dreißig Mann — darunter seine vier Söhne — bei dem Städtchen Sawatomie in Kansas sie erwartete, den Garaus machen. Und nun hat er selbst das Wort:

„Früh am 30. August naheten die Tirailleure des Feindes bis auf eine Viertelmeile dem westlichen Ende der Stadt Sawatomie. An diesem Platze lag mein Sohn Friedrich, der meiner Abtheilung nicht attachirt war, mit vier anderen jungen Leuten aus Lawrence und einem jungen Manne namens Garrison aus Middle Creek.

„Die Tirailleure, geführt von einem Prosklavereiprediger White, schossen meinen Sohn todt, mitten auf dem Wege, während er — wie ich seitdem festgestellt habe — sie für befreundete Leute hielt. Zu gleicher Zeit schlachteten sie Herrn Garrison ab und mißhandelten einen der jungen Lawrence tödtlich.

„Dies war kurz vor Sonnenaufgang. Ich hatte die Nacht eine halbe Meile von ihnen und kaum eine Viertelmeile von Sawatomie gelagert. Bei mir waren nur gegen 12—15 neuangekommene Rekruten. Sie mußten sogleich, als mir die Trauerbotschaft zukam, ihre Frühstücksvorbereitungen abbrechen und mir in die Stadt folgen.

„Da ich die Stärke des Feindes nicht genau festzustellen vermochte, postirte ich 12 Rekruten in ein Blochhaus, willens, den Versuch der Stadtvertheidigung wenigstens zu wagen. Aus der Bürgerschaft raffte ich noch 15 Mann mehr zusammen und bewaffnete sie mit Gewehren. Dann stürmten wir nach der Richtung des Feindes zu. Wir sahen ihn bereits in voller Schlachtlinie kaum eine Achtelmeile vor uns auf einem Hügel im Westen des Feldens. Da zog ich mich bei der unermessenen Ueberzahl in ein nahe Gehölz und gedachte, die Masse von hier aus wenigstens etwas zu langweilen. Leider war's zu spät, die 12 Mann aus dem Blochhaus herbeizuziehen, so verlor ich deren Beistand im Gefecht.

„Das erwähnte Gehölz war dicht mit äußerst dickverschlungenem Buschwerk unterwachsen.

„Ich traf dort zu meiner angenehmen Ueberraschung einen sehr thätigen jungen Herrn, Kapitän Eline, mit 12—15 Rekruten, und überredete ihn, uns nach dem südlichen Ufer des Flusses, dem sog. Marais-des-Cygnes, ein wenig Nordwest von Sawatomie, in die Waldschlucht zu begleiten.

„Hier also waren wir unser 30 zusammen. Jeder verkroch sich so gut er konnte, möglichst weit von einander, und erwartete still den Feind.

„Aber die ganze Bewegung war von diejem gesehen und in blinder Hast ausgeführt. So kam es, daß Kapitän Eline und, ich glaube, noch einige seiner Leute gar nicht einmal Zeit hatten abzusitzen und während des ganzen Gefechts zu Pferde blieben. Genau kann ich das aber nicht bestimmen.

„Der linke Flügel des Feindes kam nun heran bis auf Büchsen-schußweite; wir feuerten. Die nordwärts gefehrte Seite des Fluges gerieth in Unordnung. Das dauerte wohl zwanzig Minuten und während dieser Zeit behelligten wir sie gründlich. Aber dann verpuffte Kapitän Eline Munition, und er mußte sich über den Fluß zurückziehen.

„Nun ordnete sich der Feind von neuem; wir feuerten zwar fort, verloren aber doch einen und den andern, bis wir zuletzt nur noch 6 bis 7 zusammen hatten. Da zogen wir uns auch über den Fluß zurück. Hierbei wurde mein Parteigänger Partridge erschossen. Auch Kapitän Eline hatte im Gefecht einen Genossen, Herrn Powers, fallen sehen; 2 oder 3 werden noch jetzt vermisst und sind dort ungetroffen oder gefangen. Endlich hatten wir noch zwei Verwundete: Dr. Updegraff und Herrn Collis.

„Ueber die Tapferkeit aller Genannten und der anderen, die ich garnicht Zeit habe zu nennen, darf ich kein Wort verlieren.

„Uebrigens war auch ich von einem Streifschuß gleich im Anfang des Gefechts verwundet, und einer von meinen besten

Leuten gleichfalls geschrammt. So belief sich unser Gesamtschaden auf 2 Todte, 3 Vermisste, 4 Getroffene, 9 im Ganzen.

„Der Feind verlor 32 Todte und 40—50 Verwundete. Dann äscherten sie die Stadt ein, mordeten einen Herrn William, der zu keiner Partei gehörte, und eilten mit ihren 80 Leichen und Wundkranken so hastig davon, daß es ihnen nicht einmal beifam, uns jenseits des Flusses nachzuspüren oder auch nur noch einmal nachzusehen, ob und wie denn ihr Werk vollbracht sei?

„Ich schreibe dies in großer Hast. Wir ziehen fortwährend herum, den Feind zu belästigen, und ich werde beständig unterbrochen. Mein zweiter Sohn war im Kampf und entkam unverletzt. Dies bemerke ich für seine Freunde.

„Der alte Prediger White, wie ich höre, rühmt sich, meinen Sohn selbst getödtet zu haben. Natürlich ist er ein Löwe.

„Lawrence, d. 7. 9. 56.

J. Brown.“

Die bescheidene Einfachheit, mit der er diese Heldenthat erzählt, kennzeichnet den Mann. Der geopferte Sohn, das Zurückwerfen des siebzehnfach überlegenen Feindes — alles wird erzählt, als handle es sich um die einfachsten Dinge von der Welt.

Die Sache hat ihr Nachspiel. Es kam erst an die Deffentlichkeit, als der Sieger von Sawatomie nicht mehr am Leben war, gehört aber doch hierher zur Vervollständigung des Charakterbildes.

„Nun, da der viel genannte Brown als Hochverräter und Rebell sterben soll,“ schrieb nach Brown's Hinrichtung ein Gegner in einem gegnerischen Blatt, „muß ihm nachgerühmt werden, daß er als Mensch nicht ohne bemerkenswerthe Züge von aufopfernder Nächstenliebe gewesen ist.

„Ein uns nahestehender Prosklaverei-Mann, Ed. Timmons mit Namen, wurde bei dem Sturme auf Sawatomie getödtet. Nicht lange erschien ein Reiter am Blochhause und fragte die völlig verzweifelten Kinder und die trostlose Wittve des Gefallenen, was er für sie thun könne? Sobald er dann das Seine gethan, um dem drüdensten Mangel im Hause des Todten abzuhelfen, benachrichtigte er die Verwandten und Freunde dieser Frau Timmons in fernem Missouri von der jammervollen Lage der armen Wittve und sorgte, daß sie bis zu deren Einsprechen vor offenbarem Mangel geschützt blieb.

„Wie erfuhr die Frau Timmons selbst, was ihren Bekannten der Brief gesagt, daß ihr Reiter und Wohlthäter niemand anders war, als John Brown, ‚der Held‘ von Sawatomie.“

Das alles war nur der Prolog — die Vorbereitung. Die Tragödie, das „große Opfer“ kommt.

Es verstreichen noch drei Jahre, ausgefüllt von Schammühen in Kansas, von Beseßungen mit den Führern der Abolitionistenpartei, von Rüstungen zu dem letzten, entscheidenden Schlag.

Nur eine große, den ganzen Süden umfassende Sklavenerhebung kann helfen. An Geld fehlt's nicht, aber an Menschen. Außer den Söhnen und seinem Schwiegersohn hat John Brown zur Führung des entscheidenden Schlags nur 19, geschrieben: neunzehn Genossen: 14 Weiße und 5 Farbige. Und doch schreckt er nicht zurück. Ist „der Alte“ nicht wahnsinnig? Keineswegs. Nie hat, bei so warmem Herzen, jemand einen „kühleren Kopf“ gehabt. Daß das winzige Häuflein, welches er in's Feld führte, für sich allein nicht im Stande war, die Macht der Sklavensharonne und die Sklaverei zu brechen, das wußte er damals so gut, wie wir es heut wissen. Aber er war von der Unnatur und Fluchwürdigkeit der Sklaverei einerseits, und von der angeborenen Freiheitsliebe der Menschen andererseits so fest überzeugt, daß er glaubte, es bedürfe nur einer elektrisirenden That, eines Funken's, um die Sklaven zum Aufstand, das angeammelte Pulver zur Explosion zu bringen.

Für den Schlag, welcher den Funken hervorlocken sollte, war der Ort trefflich gewählt. „Harper's Ferry (Siehe den Plan in heutiger Nummer der „Neuen Welt“) — Harper's Ferry, schreibt einer der amerikanischen Biographen des „einigen Heros der Gegenwart“, wie Ralph Emerson den alten Brown nennt, „ist ein wichtiger Knotenpunkt auf der Grenze dreier Staaten und nahe dem vierten (Ohio), jene drei sind Maryland, Virginien und Pennsylvanien. Die Stadt selbst mit ungefähr 5000 Einwohnern gehört zur Grafschaft Jefferson in Virginien. Sie liegt gerade da, wo die Ausläufer des Alleghanygebirges, die sogenannten „Blauen Berge“, von den beiden Flüssen, die oben genannt sind, auf deren Wege zum Ocean durchbrochen werden. Ihr Abhang ist hier noch immer 1200 Fuß hoch und ziemlich steil.“

*) Braunschweig, bei Brade. 1876.

„An seinem Fuße, genau zwischen den beiden zusammenströmenden Flüssen, lag ursprünglich ein Fährhaus, welches dem wachsenden Orte den Namen lieh; allmählich treten rechts und links davon die Häuser an beiden Seiten der Felsenacke zu förmlichen Straßen zusammen, die eine längs des Potomac, die andere neben dem Zufluß desselben, dem Shenandoah. Beide Straßen tragen den Namen der 2 großen Ströme, längs deren Ufer sie laufen. Der vereinigte große Fluß, Potomac getauft und tausendfach genannt während des großen Sklavenkrieges, ergießt sich der Spitze des Winkels genau gegenüber durch das Felsenthor der Blauen Berge in die schöne freie Wellenebene von Washington, bis wohin er die Grenze der Staaten Virginien und Maryland bildet. Das Felsenthor im Rücken der Blauen Berge hat taule hochaufragende Wände. Die Klippen sind vielfach geborsten und zerklüftet. Die ganze Umgegend ist wundervoll malerisch. Alle Abhänge und Bergspitzen in der Gabelung beider Ströme sind mit Häusern und Häuschen besetzt, die bis auf den obersten Rand der Felsenkette sich hinaufgeschwungen haben. Die ganze Stadt klettert also amphitheatralisch in dem rechten Winkel, den der Zusammenfluß fast mathematisch beschreibt, an den Bergen in die Höh' und sieht aus wie eine Menge Landhäuser, Villen und Bergschlößchen, Dörfer und Einzelhöfe. Erst oben, fast 400 Fuß über dem Wasserspiegel, konnte sich überhaupt eine Anlage von Märkten und Fahrstraßen bilden lassen. Dort hat, längs dem Fluße, der später die Bundeshauptstadt bespült, die Bundesregierung die ganze sogenannte Potomacstraße der Stadt in eine Anzahl von National-Kriegswerkstätten umgeschaffen. Der Zugang ist daher mit einem schöngewölbten Festungsthor und Eisengitter versperrt. Vornan, gleich auf der scharfen Spitze des Winkels liegen die alten ursprünglichen Arsenalgebäude, wo gemeinhin 1—200,000 Gewehre verwahrt liegen. Dort, wo die Eisenbahnbrücke sich über den Fluß hinwegschwingt und den Vorsprung des Winkels berührt, um dann auch den Shenandoah zu passieren, stehen die eigentlichen Bahnhofsgebäude, daneben gleich Hotels, Vorrathshäuser, Läden, Speicher, Trink- und Speisewirtschaften. Erst hinter diesen Gebäuden um die Ecke herum, den Shenandoah entlang, läuft eine Flucht reiner Privathäuser und kaufmännischer Geschäftslokale, als sogenannte Shenandoahstraße, bis auf eine starke Viertelmeile den Fluß hinauf; sie endlich endet an der berühmten Gewehrfabrik von Hall, die eine Insel des Shenandoah einnimmt. Man denke sich also von Westen nach Osten zuerst südlich am Potomac, aber an dessen linkem oder Nordufer, eine Regierungsstadt lang ausgestreckt mit festungsartigem Abschluß; dann die Bahnabschaltung der Stadt am Stützpunkte der querschneidenden Brücke, und endlich auf der Nordseite des trennenden Bergwinkels, um dessen Spitze gleichsam herumgeschwenkt, also von Osten nach Westen am rechten oder südlichen Shenandoahufer die dritte oder eigentliche Privatstadt, abgeschlossen durch ein kolossales Privat-Fabriketablisement. Alles ist, wie in jeder solchen Ortschaft, auf den Mittelpunkt des Lebens der Einwohner, auf ihre Fabrikationsthätigkeit, also hier auf Krieg und Kriegsgeräth, gleichsam zugespitzt und konzentriert. Alle Welt hat oder fühlt eine Art Zusammenhang mit der großen Central-Kriegs- und Marinegeschütz-Verwaltung des Bundes.

Es ist ein verhältnißmäßig kleinerer Ort und hat doch einen Anstrich von weltumfassender Bedeutung. Die Regierungshauptstadt der Vereinigten Staaten, der innerste Pulsschlag des Verwaltungsgetriebes einer Riesenrepublik, die einen Erdtheil bedeckt und die Erde mit ihren Marinefängen einfaßt, die Unionsmetropole Washington liegt nur 14 Meilen stromab; eine Chaussee führte damals längs des Potomacstromes durch das romantische Felsenthor der Blauen Berge hindurch zur Bundeshauptstadt, die man mit der Post in etwa 10—12 Stunden erreichte. Der Distrikt Columbia selbst beginnt aber schon 10 Meilen östlich von Harpers Ferry. Baltimore, des Sklavenzüchterstaats Maryland Hauptstadt, obgleich sie über 5—6 Meilen weiter als Washington, nämlich überhaupt von Harpers Ferry etwa 20 geographische Meilen entfernt ist, kann man mit der an der Potomacstraße von Harpers Ferry vorbeilaufenden Baltimore-Dhio (also Ost-West) Bahn schon in 6—8 Stunden erreichen. Im Brückenbahnhof kreuzt nun diese westöstliche Linie der nord-südliche Strang, welcher von Harpers Ferry ab im rechten Winkel hinauf bei der Shenandoahstraße vorüber nach Winchester führt. Die Gesamtlänge der imposanten und prachtvoll mit Eisengewölbungen überdeckten Brücke ist 900 englische Fuß, ihre Höhe über dem Wasserspiegel 40 Fuß; sie wird also von der eigentlichen oberen Stadt um das Zehnfache überragt, und man kann die bergdurchschneidende Bahn daher von letzterer aus mit dem Blick weithin nach Westen verfolgen. Ostwärts verliert diese Baltimorer Bahn sich im gähnenden Felsenthor bald hinter ihrer Tragebrücke. Die ganze Szenerie wird als ein wundervoller Komplex von Naturzauber und Industriekolossalproduktion geschildert. Keine Kunststraße, nur gewöhnliche Bergwege führen von Harpers Ferry südöstlich durch die liebliche Hüggellandschaft der Ost-Alleghany-Abhänge nach Virginien's Hauptstadt Richmond. Letztere liegt an 40 deutsche Meilen entfernt und 40 gute Stunden gebraucht man zur Hinkunft.

„Bronn's Idee scheint nun diese gewesen zu sein: Alle vier Nachbarstaaten und fünftens der Distrikt Columbia sind verschieden verwaltet und sehr verschieden bei unserem Aufstand interessirt. Dhio und Pennsylvanien können kaltblütig einer allgemeinen Sklavenbefreiung zusehen, Columbia ist neutral, Baltimore mit seiner zahmen Regierstütereier an und für sich mehr in Sicherheit gewiegt, Virginien — das gefährdetste — kann von seiner Hauptstadt am aller spätesten gerade Hilfe schiden. Ferner sind rings herum Gebirge, Wälder und Flußgabelungen, welche ganz ausgezeichnetes Terrain für Guerillakriege, zumal für einen Winterfeldzug im verhältnißmäßig milden südlichen Klima, darbieten. Alle weithin zerstreuten Farmhäuser gewähren die bequemste Berproviantirung im Spätherbst mit ihren entgegengesetzten Scheuern und Speichern. Ende Oktober, nachdem die Weinernte vorüber, wollte er losbrechen. Was ihn nun in Baltimore bewogen hat, schon am 16. nach Harpers Ferry zu eilen und loszuschlagen, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Gewiß war neuer Verrath im Spiele, sowie schon einmal 1858 Forbes alles vereitelt hatte und 1859 derselbe wieder Schuld gewesen, daß man den Ausbruch, der im Mai beschlossen war, zum Herbst hinauszuschieben sich veranlaßt sah.“

(Schluß folgt.)

Taubenposten.

Von E. J.

(Schluß.)

Die zum Transport der Depeschen verwendeten Tauben gehören einer Gattung an, welche größer als unsere gewöhnliche Hausstaube, etwa 15 Zoll lang und 1½ Pfund schwer und große Nehmlichkeit mit unserer wilden Taube hat. Während diese jedoch grau von Gefieder ist, schwarze Flügel besitzt und eine weiße Binde ihre Flügel zeichnet, ist die Brieftaube in der Regel dunkelbraun oder ganz schwarz. Ihre Brustmuskeln sind stark entwickelt und bekunden eine bedeutende Flügelkraft. Die Vorzüge dieses Thieres sind seine Heimatsliebe und sein scharfes Gesicht. Der Ornitholog Kennis sagt darüber, das Auge allein sei Ursache, daß die Taube jene außerordentlichen Leistungen vollführen könne, welche von frühester Zeit her das Staunen der Menschen erregt haben. Er fährt fort: „Läßt man die Tauben aus einem Sack

heraus, in den sie gesteckt wurden, um ihren Augen die Gegenstände umher zu entziehen, so umkreisen sie zunächst die Stelle, wo sie in Freiheit gesetzt wurden, in mit jeder Minute sich erweiternden Zirkeln, indem sie sich gleichzeitig in die Luft empor schwingen. So lange das Auge die Taube erkennen kann, sieht man sie diese kreisende Bewegung fortsetzen, jedenfalls so lange, bis sie bestimmte Gegenstände unterscheidet, welche ihr die eingeschlagene Richtung angeben. Ganz die entgegengesetzten Bewegungen macht die aus einem Luftschiff entsandte Taube. Eine geraume Zeit stürzt sie sich perpendikular herab, dann erst beschreibt sie sich stets vergrößere Spiralen und senkt sich dabei tiefer und tiefer, bis sie die Umgebung so weit erkennen kann, daß sie sich zu orientiren vermag. Im Zustande der Wildheit,

in welchem sie in Amerika getroffen wird, fliegt die Taube in großen Schaaren über endlose Landstrecken stets in den höchsten Luftregionen dahin, bis sie ein passendes Fruchtfeld zu ihrer Nahrung erpährt, auf welches sie sich herabstürzt."

Eine andere Autorität, der Major L. du Puy de Podio, stellt andere Anforderungen in körperlicher Beziehung und in Betreff der Farbe an die Brieftaube. Nach ihm soll bei Auswahl der zu Sendboten bestimmten Tauben darauf gesehen werden, daß dieselben bei kleinem Körperbau eine möglichst große Klasterverweite aufweisen, dichtes Gefieder besitzen und mit stark beschwingten Flügeln versehen sind. Durch große Klasterverweite der Flügel soll dem Botendienst ein doppelter Vortheil erwachsen, indem einestheils eine derartige Flügelbeschaffenheit eine größere Leistung an Schnelligkeit garantiren kann, und andertheils stark entwickelte Innenflächen des Flügels für die Anbringung von Depeschen sich am geeignetsten erweisen müssen. Dichteres Gefieder schützt besser vor Unwetter und gibt mehr Widerstandskraft.

Was die Farbe der Brieftauben anbetrifft, so legen die Brieftaubenzüchter nach L. du Puy de Podio auf die weiße Farbe den meisten Werth, da weiße Tauben sich im Fluge besser kontrolliren lassen und weißes Gefieder unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen weniger zu leiden haben soll.

Auch wird von kompetenter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Methode, nach welcher die Depesche direkt auf die Flügel Federn aufgedruckt wird, die Buchstaben und Zeichen auf weißer Farbe immer am deutlichsten hervortreten müssen. Faßt man die von den Brieftauben geforderten Eigenschaften zusammen, so wird man dieselben nach Ansicht des „Journal des sciences militaires“ nur bei einer einzigen Gattung des Taubengeschlechts vereinigt finden und zwar in der Feld- und Felsentaube.

Die Zucht und Kultur der Brieftaube hat nach L. du Puy de Podio drei Momente in's Auge zu fassen: die Paarung, die Dressur und das Trainiren.

Auf die Paarung der Tauben ist der größte Werth zu legen, da gerade in der gegenseitigen Zuneigung des Taubenpaares die Basis für die Verwendbarkeit des Männchens liegt. Es muß daher dem Tauber die vollste Freiheit der Wahl bei der Paarung gelassen und überhaupt alles vermieden werden, wodurch dem von Natur in das Taubengeschlecht gelegten Triebe etwa entgegen gewirkt werden könnte. Erst wenn die Paarung auf natürlichem Wege erfolgt, wird bei den Tauben der an die Häuslichkeit fesselnde Sinn — das wichtigste Moment für den Depeschendienst — der allein vorherrschende, alles andere in den Hintergrund drängende Trieb werden.

Hat die durch natürliche Harmonie hervorgerufene Paarung stattgefunden, so soll man zur Dressur der Taube derartig vorgehen, daß man dem jungen Paare Gelegenheit gibt, sich den Ausflügen der alten Paare anzuschließen, dabei aber immer den einen Theil des jungen Paares, entweder das Weibchen oder das Männchen, im Schlage zurückhält, und auf diese Weise dafür Sorge trägt, daß der Reiz der Freiheit in der Liebe zum selbstgewählten Gefährten oder zur Gefährtin sein Gegengewicht findet, und die Erinnerung an die zurückgelassene Hälfte derjenigen Trieb wird, der den Flüchtling den Weg nach dem heimischen Dache schnell wieder auffuchen läßt.

Um mit der Dressur der Tauben gesicherte Resultate zu erzielen, empfiehlt es sich, dem Instinkte dieser Thiere erst die Gelegenheit zu geben, sich auf kleineren Distanzen zurecht zu finden und zu bewahren; das dürfte wohl einleuchten, da ja jede natürliche Anlage zu ihrer Ausbildung der Übung bedarf. Für den Brieftaubenzüchter sind derartige Vorversuche insofern aber noch von ganz besonderem Werthe, als sie ihm die Gelegenheit bieten, die Brieftauben und die Spurtauben, d. h. solche, welche selbstverständlich ihre Aufgabe zu erfüllen wissen, und solche, welche nur einem von einer anderen Seite gegebenen Impulse zu folgen verstehen, — kennen zu lernen; eine Kenntniß, welche für Zusammenstellung der „Flüge“ von der größten Wichtigkeit ist.

Da gute Brieftauben äußerst selten sind, so versteht es sich von selbst, daß bei Zusammenstellung eines Fluges die Zahl der Brieftauben zu der der Spurtauben sich höchstens wie 1:5 verhalten, wobei gleichzeitig darauf hingewiesen werden muß, wie in der umsichtigen Zusammenstellung der Flüge wohl mit das Hauptmoment einer zweckmäßigen Organisation der Taubenpost gesehen werden darf. Indem L. du Puy de Podio darauf hinweist, daß, ähnlich wie beim Wettrennen, „ein guter Abgang der beste Bürge für eine glückliche Zurückkunft sei,“ macht derselbe noch besonders darauf aufmerksam, welsch hoher Werth guten Leitenden bei-

zumessen ist, da auf ihnen die Einhaltung der kürzesten Wegrichtung und die Sicherheit des Ankommens am Ziele beruht.

Was die Anwendung der verschiedenen Flüge anlangt, von denen man zwei Arten, den gemischten und den freien Flug unterscheidet, so weist L. du Puy de Podio darauf hin, wie die Verwendung des freien Fluges, der nur aus Leitenden besteht, sich da empfehlen dürfte, wo weite Strecken zurückzulegen und wichtige Nachrichten zu überbringen sind. In allen anderen Fällen wird die Verwendung der gemischten Flüge, die aus Leit- und Spurtauben zusammengesetzt sind, genügen, und muß als Erfahrungssatz festgestellt werden, daß die Flüge nicht stärker, als zu 12 bis 14 Tauben zu machen sind, da eine größere Anzahl von Tauben nur mehr Verluste, aber keine sichere Chance des Gelingens zu verbürgen vermag. Während beispielsweise die mit den Postballons „Daquerre“ und „Bauban“ mitgegebenen Flüge, welche mehr als 30 Tauben zählten, gar keine aufzuweisen hatten, sind bei Luftballons, welche nur 8, 5 und 3 Tauben aus Paris mit sich führten, glückliche Rückreisen erzielt worden. — Als Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Tauben an Schnelligkeit muß das Faktum aufgestellt werden, daß 4 bis 5 Meilen in der Stunde zurückgelegt werden können und eine gute Brieftaube hintereinander sehr leicht 50 Meilen zurückzulegen im Stande ist.

Die wichtigen Dienste der Brieftauben im deutsch-französischen Kriege sind übrigens nicht ohne Beachtung geblieben.

Die französische Regierung will es z. B. nicht wieder darauf ankommen lassen, daß ihr die Liebhaberei von Taubenfreunden vorkommenden Falles abermals aus der Verlegenheit helfe, sie hat vielmehr in Paris und allen übrigen Festungen des Landes eine großartige Taubenzucht angelegt, und der Ausschuss für Befestigungswesen gibt der so anziehenden Frage der Kriegstaubenhäuser, deren Bearbeitung ihm der frühere Kriegsminister, General Ciffey, anvertraut hatte, eine entscheidende Lösung. Seine Anträge zielten auf Errichtung eines riesenhaften Kriegstaubenschlages auf den mit dem Akklimatisationsgarten verbundenen Grundstücken. Der Zuwachs an Brieftauben ist dem Direktor des Gartens anvertraut. Die Direktion sollte dort wegen der ersten 5 oder 6 Jahre 5000 Paar Zuchttauben unterhalten, welche dazu bestimmt sind, die Kriegstaubenhäuser zu bevölkern. Jede Festung sollte ein nach außen eingerichtetes Kriegstaubenhäuser besitzen. Ein solches Taubenhäuser sollte 1000 Kriegsbrieftauben enthalten. Man sollte außerdem in Voraussicht einer neuen feindlichen Invasion zwei Sammelplätze errichten. 60,000 Brieftauben sollten auf diese zwei Sammelplätze vertheilt werden. Der Zuchttaubenschlag des Akklimatisationsgarten sollte 5000 Paar Zuchttauben der belgischen Rasse enthalten und die Tauben, je nach Bedürfnis, zur Bevölkerung der Festungen dienen. Ein Militärpersonal wurde mit der Einrichtung dieser neuen Post betraut.

Auch die Deutschen haben die Bedeutung der Brieftauben als Kriegshilfsmittel erkannt und die Zucht und Abrichtung der Brieftauben in bedeutendem Umfange in's Auge gefaßt. Zur obersten Leitung hat man den Direktor des zoologischen Gartens in Berlin, Dr. Bodinus, bestimmt. Derselbe hat denn auch eine Versuchstation eingerichtet und widmet der Dressur der Brieftaubchen große Aufmerksamkeit.

Wetz, Straßburg, Köln und andere Festungen sind schon seit diversen Jahren mit anderen deutschen Festungen durch ein Brieftaubensystem verbunden. Auch in Waldenburg in Schlesien wurde eine Brieftaubenstation zur eventuellen Verwendung für militärische Zwecke errichtet. Ein dortiger Einwohner, der die Brieftaubenpassion seit langer Zeit betrieben, hat die Leitung der Station übernommen. Auch in Oesterreich-Ungarn hat man, und zwar in der Festung Komorn, eine Brieftaubenpost errichtet und mit Abrichtung der Tauben, Aufstellung der Apparate u. einen fachkundigen Offizier betraut. Aber auch die Liebhaberei hat sich in in Deutschland nach dem Kriege der Brieftaubenzucht mit größerem Interesse zugewendet.

Bei Metz fielen während der Belagerung ein Paar solcher geflügelten Boten durch Herabschießen den Preußen in die Hände. Dieselben befinden sich in der von der verstorbenen Prinzessin Karl angelegten großartigen Sammlung, welche die meisten und kostbarsten Tauben eines deutschen Taubenbodens aufzuweisen haben dürfte und die unter Aufsicht des Hofmeister Meier steht. Schon bei der am 3. Dezember 1871 geschlossenen Taubenausstellung hatte sich jener Taubenboden mit einer Kollektion von 18 Paar theilhaftig, unter welchen sich die zwei schon erwähnten historischen Brieftaubepaare befanden. Das eine Paar hatte Gambetta während des Krieges von Bourdeaux aus mit Depeschen

nach Paris abfliegen lassen; es war aber durch Kälte ermattet vor Paris den Deutschen in die Hände gefallen. Die Depeschen waren um die Riele der Schwanzfedern gewickelt. Von diesem Boten des Exkultators war damals schon ein junges Pärchen gezüchtet.

Das zweite Paar war bei der Belagerung von Mez erbeutet, hatte sich in einem dort aufgelaufenen, aber durch wohlgezielte Schüsse zum Sinken gebrachten Luftballon befunden und zwar in einem eigens konstruirten Drahtkorbe. Zur Aufnahme der Depeschen war diesen Tauben ein Gürtel, mit Ring um den Hals und an den Flügeln befestigt, angehängt.

Uebrigens sollen sich auch Schwalben zum Briefträgerdienste eignen. Schwalben, welche in dicht verschlossenen Körben, dem Licht entzogen, von Paris nach Konstantinopel gebracht wurden, flogen auf, schossen wie ein Pfeil in eine beträchtliche Höhe empor und wendeten sich dann gerade ihrem Neste zu. Die Tauben scheinen ihre Zuflucht zum Gedächtniß zu nehmen. In einer Höhe von 4000 Meter ist es, als ob sie ihre Fähigkeit, sich zu orientiren, ganz verlören und sich dem Zufall überließen. Die Luftschiffer dürfen das Täubchen nur in einer mäßigen Höhe fliegen lassen, und müssen, wenn sie sich in einer höheren Region befinden, den Käfig an einer langen Leine tiefer heruntersenken. Dieser wissenschaftliche Umstand erklärt es zur Genüge, weshalb die Brieftauben mit den ihnen anvertrauten Depeschen nicht immer an ihrem Bestimmungsorte eingetroffen sind.

Interessant sind übrigens weitere Beobachtungen der Brieftauben. Sobald sich z. B. ein Hinderniß zeigt, sei es an Schnee oder Wind, sieht man sie sich einer wahrhaften Erforschung des Landes hingeben. Sie fliegen von Süden nach Norden, von Osten nach Westen, indem sie die Gegenden sich in die Erinnerung zurückzurufen suchen, welche sie durchflogen haben, sie spähen nach ihren Merkzeichen, bis sie den Weg gefunden haben.

Der feien Kriegsfurcht und dem Wunsche, im Kriege auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein, ist es auch zuzuschreiben, daß sich die Kriegswissenschaft neuerdings viel mit der Frage beschäftigt, „auf welche Weise eine gesicherte Luftpostverbindung herzustellen sei,“ und sie durch Verbesserung der Luftballons und

Anlegung der Brieftaubenstationen der Beantwortung der Frage näher zu treten sucht. Wir können nicht wissen, was die Zukunft den Brieftauben als Luftkommunikationsmittel in der Kriegskunst noch vorbehält.

Wir unfererseits möchten in den Brieftauben immer nur Boten des Friedens und in den etwaigen späteren Luftposten nichts anderes, als Mittel der Völkerverbrüderung und der Civilisation erblicken.

Wir können unsere Entwicklungsgeschichte und Schilderung der Taubenposten nicht schließen, ohne der etwas schnurrigen Phantasie des dormaligen deutschen Generalpostmeisters zu gedenken. Derselbe glaubte schon 1874, in 25 Jahren einen geregelten Luftpost-Ballondienst und Taubendienst zu haben. Wenigstens hatte er am 1. Mai 1874, dem 25jährigen Jubiläum der Eisenbahnpostbureau, denjenigen Vorstehern von Eisenbahnpostämtern, welche seit dem 1. Mai 1849 ununterbrochen in Thätigkeit waren, Erinnerungsblätter in Form von Photogrammalbums gewidmet, welche auf dem unteren Deckel in Holz die zukünftige Postbeförderung (nach 25 Jahren) zeigt: nämlich einen Luftballon mit daran hängendem Postbureau, dem eine Taube mit einem Briefe folgt, um denselben in den Briefkasten zu stecken. Vorn wird aus diesem Stephan'schen Zukunftspostbureau ein Briefbeutel an einem Fallschirm abgeworfen und hinten am Anker ein Briefbeutel eingezogen. Der Ballon trägt die Bezeichnung „Postballon“ mit der Nummer des Eisenbahnpostamtes, dem der betreffende Jubilar vorsteht.

Wenn wir nun auch meinen, daß unsere Postbeamten es zunächst vorziehen, hier unten auf Erden ein menschenwürdiges Dasein zu führen und hier ihrem genialen (?) Chef das Fliegen in den Lüften und Schwirren in den höheren Regionen gern allein überlassen; wenn wir uns auch nicht zu der sanguinischen Hoffnung des Herrn Ehrendoktors von Halle und hinterpommerscher Erzellenz erheben können, im Jahre 1900 einen geregelten Luftpostdienst zu besitzen, so wollen wir deshalb doch der Entwicklung der Ballon- und Taubenpost die Zukunft keineswegs absprechen, wünschen dieselbe aber nur zu den Zwecken des Friedens, der Civilisation und der Völkerverbrüderung!

Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von **W. S.**

III.

Es war Sonntag Nachmittags. Die heißen Sonnenstrahlen fielen schon etwas schräg, aber dennoch mit großer Kraft auf die Erde; alles seufzte unter ihrem Drucke.

Und selbst die jungen, kräftigen Gestalten, die im Leichten, weißen Turnergewande die Straßen einherzogen, seufzten mit — sie hatten schon einen tüchtigen Weg gemacht und waren jetzt dicht an das Städtchen E. gelangt, woselbst am Felsenkeller, der in einem schönen Wäldchen, das „Eichholz“ genannt, lag, ein Erneuerungsfest gefeiert und eine junge Eiche gepflanzt werden sollte.

Einer der jungen Leute gähnte und sagte: Hätte ich gewußt, daß wir drei Stunden auf staubiger Chaussee wandern müßten, um unsere Turnbrüder in E. mit unserem Besuche zu beglücken, dann wäre ich nicht mitgegangen; ihr sprachtet übrigens nur von zwei Stunden.

Ein kleiner Wollkopf, ein ächtes thüringer Kind, welcher noch am muntersten und am wenigsten verdrießlich war, antwortete, daß man die Nothlüge deshalb gemacht habe, um sämtliche Mitglieder des kleinen Turnvereins mitzulocken.

Was sollen wir eigentlich hier — rief der erste Sprecher, indem er auf den nahen Eichwald zeigte — eine Eiche pflanzen? Das heißt doch wahrlich Eulen nach Athen tragen. Den braven Göttern sei's geklagt. Hätte man doch nur eine Linde, eine Buche gewählt, aber eine Eiche lediglich zwischen Buchen — das wird nach 20 Jahren einen Spaß geben, wenn man nach der Erinnerungseiche oder nach den Turnereiche fragt: jeder Einwohner des Städtchens wird eine andre uns zeigen, sodas man hier soviel Erinnerungseichen hat, als Einwohner; und gut ist's, daß sich die Eichen mindestens so rasch vermehren, als in dem abgelegenen Städtchen die Menschen, sonst bekommen die letzteren

noch Streit wegen ihrer Turnereichen, wenn jeder nicht mehr eine für sich haben könnte.

Die kleine Turnerschaar war während dieses Gespräches in das Wäldchen eingetreten; man hörte bald schon Lieder und Becherklang — die Gesichter erheiterten sich, die schattige Waldestühle und die Aussicht auf ein gutes Glas Lagerbier — der Leser möge nicht vergessen, daß ich ihn in die Zeit vor circa 20 Jahren zurückführe — hatten schon all den Leichten Jörn verschmeckt, der sich über den langen Marsch im Chausseestaub kund gegeben. Ein junges Herz ist ja so empfänglich für wechselnde Eindrücke — und ein altes Herz nicht minder; denn noch immer ärgere ich mich über Chausseestaub und sengende Sonnenhitze, und noch immer lob' ich mir den kühlen Waldesshatten und das kühle, schäumende Bier.

* * *

Die eben eingetroffene Turnerschaar aus der benachbarten Stadt S. wurde freudigst empfangen; das große Trinthorn, welches vordem das Haupt eines ungarischen Wäsen geschmückt hatte, wurde zum Willkommen herumgereicht und der Staub niedergespült. Dann richtete der Vorsitzende des gastgebenden Turnvereins eine kurze Begrüßungsrede an die Neuankommenden, und diese mischten sich nunmehr unter das zahlreiche Festpublikum, da die offiziellen Festfeierlichkeiten noch nicht ihren Anfang genommen hatten.

Ein prächtiges Bild bot sich dar. Dort lag unter den Bäumen eine Gruppe von Turnern, die „den Becher kreiren“ ließen; hier hatte sich ein braver, biederer Bürger aus E. mit seiner Familie, unter derselben einige erwachsene Töchter, auf einer Holzbank niedergelassen und wurde umschwärmt von den jungen Leuten, die zudringlich, wie die Fliegen, einen Versuch nach dem andern machten, durch irgend eine geschickte oder ungeschickte Redewendung

sich einen Platz in der Nähe des braven Vaters und einen ditto in dem Herzen eines der Töchterlein zu erobern.

Drüben auf einem „lichten“ Platze standen ernstesten Gesichtes die beratenden Männer des Turnvereins zu E., die sich stritten um den „Punkt“, wo die Erde ausgeworfen werden sollte, um den in der Nähe am Boden liegenden schlanken Eichenhäufel aufzunehmen.

Nicht weit davon hatte eine Wurstverkäuferin ihren Stand aufgeschlagen und konnte nicht genug der schönen goldbraunen auf einem Rost gebratenen Würstlein, die fast so herrlich dufteten, als die Blumen des Waldes, den herzuströmenden Festgenossen verabreichen, denn immer hörte man den verlangenden Ruf: „Noch ai Würstel! Noch ai Würstel!“ Die Wurstverkäuferin, das sah man ihr an, hielt sich bestimmt für die erste Person auf dem Festplatze. Mit welcher souveränen Verachtung blickte sie auf den noch immer streitenden Vereinsvorstand hin, und gab zu erkennen, wie Wurst es ihr war, wann und ob der „Punkt“ gefunden werde, auf welchem die Eiche gepflanzt werde; sie wußte sicherlich, daß der neue Schöpfung auf alle Fälle genau auf dem Mittelpunkt unserer lieben Erde stehen würde — und das war ihrem Herzen genug.

Der Punkt war endlich gefunden! Trompetengeschmetter, Festrede, Liederklang, Deklamation — wer hätte das alles nicht schon einmal erlebt? Freiheit und Vaterland, Waldesgrün und — Lagerbier, Bratwürste und hübsche Mädchen; alles das auf einmal gesehen und genossen! Da ist es nicht zu verwundern, daß mancher biedere Turner trunken vor Begeisterung, vor Bier und Liebe allzufröhlich schon in den Schatten der Bäume nieder sank und die Lieder und Toaste, die im grünen Hain erklangen, nur wie eine traumhafte Sage vernahm, die ihm wunderbar am Ohr vorbei rauschten. Wohl den Glücklichen; sie konnten niemals enttäuscht werden. Ihnen waren derartige Feste lediglich des Genusses halber da — und sie hatten genossen.

Gehen wir zu einer anderen Gruppe. Ein Turner mit blondem Haare und leuchtenden Augen, ein hübscher Junge, deklamirt. Horchen wir zu:

„So seh' ich noch den Schöpfung:
Des Volkes Einigkeit,
Als Riesenbaum dastehen,
Durch Blut und Tod geseit.
Ihr Brüder, unser Glaube
Daran, er wankt nicht,
Sei stark gleich einem Eichenbaum,
Den nie ein Sturm zerbricht.
Und wie des Eichenlaubes
Tiefglänzend, kräftig Grün,
So möge uns die Hoffnung
Im Herzen immer blüh'n.
Daß uns're Liebe bleibe
So fest wie Eichenholz,
So dauerhaft, beständig
Sei unser höchster Stolz.
Doch unser Haß sei bitter,
So wie die Eichelfrucht — — —“

Parlamentarier.

V.

Radowitz wußte, „daß Mädchen und Diplomaten nur so lange bei den Liebhabern oder beim Publikum etwas gelten, als sie ihnen noch viel zu errathen übrig lassen.“ deshalb hielt er sich immer ein in eine gewisse geheimnißvolle Wichtigkeit. Und diese Hülle verlor nichts von ihrer Dichtigkeit, wenn er auch einmal ein grades, wahres Wort sprach — dasselbe wurde ihm eben nicht geglaubt. Das wußte er, und deshalb sprach er manchmal die Wahrheit, um später darauf pochen zu können, „daß er es ja gesagt habe.“

Josef Maria von Radowitz war 1797 in Blankenburg am Harz geboren, er trat in die Armee des Königs von Westfalen, darauf in die preussische. 1836 wurde er Oberst und Vertreter Preußens am Bundestag. 1848 nahm er als General seinen Abschied. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt war er Führer der äußersten Rechten. Nach Berlin an den Hof berufen, vertrat er Preußen und die Union (ein projektirter norddeutscher Bund) vor dem

„Unser Haß sei bitter“ — — — wir hörten nicht weiter zu. Junges Gemüth und schon hassen! Wen, wen hassen? „Der das Volk, der das Vaterland schänden will.“ — Der Ruf klingt uns noch.

Junges Blut — tobe aus, und wenn du dann vielleicht, wenn das Eichenreis die Stärke deines Arms erreicht hat, deiner stolzen Worte gedenkst, — wirst du dich dann auch selbst hassen?

Wenn allen jenen Männern, die in jener Zeit glühende, freiheitsglühende Worte sprachen, welche den Haß kündeten dem Servilismus, ihre damaligen Worte auf der Stirn geschrieben ständen, so würde denselben — das Büden noch viel leichter, da sie dann die beschämende Erinnerung vor den Augen der Neugierigen verbergen könnten.

* * *

Und doch, wie begeistert horchte die Jugend dem Jüngling zu — Freiheit, Vaterland, Volksthum!

* * *

Vor zwei Jahren habe ich die „Turnereiche“ zu E. besucht. Es gelang mir erst nach vielem Umfragen, den Baum ausfindig zu machen. Einige sagten, er sei schon längst „gestorben und verdorben“ — gestorben und verdorben, wie bei den ehrbaren Bürgern, die damals so begeistert lauschten, die Freiheit und das Volksthum.

Die Wirthsleute des Felsenkellers sagten mir, es sei gleichgiltig, welcher von allen den umstehenden der Turnerbaum sei; es käme doch niemand, denselben zu besuchen; ich sei der erste, der darnach frage; übrigens hätten sie auch noch nicht lange die Wirthschaft gepachtet. Da trat ein Gast aus dem nahen Städtchen in die Stube, — ich fragte denselben. Stumm führte er mich hinaus in's Freie und zeigte mir die Eiche. „Ich gehe häufiger hierher,“ sagte er still und freundlich; „ich war auch dabei, als der Baum gepflanzt wurde. Es ist jetzt alles anders. Damals hatte man noch Hoffnung — — — — — sehen Sie, wie weß die Blätter dort oben sind?“ — — —

* * *

Ich eilte zum Bahnhof zurück — Hoffnung, ja Hoffnung für und für. Aber nicht einseitiger Bestrebungen halber wollen wir den Baum pflanzen; sondern er soll gepflanzt werden, daß er wachse und gedeihe und nicht die Frucht des Hasses, die Eichelfrucht erzeugt, sondern die Frucht der Freiheit, des wahren Volksthum's und der — Menschenliebe.

* * *

Das brausende Dampfroß führte mich eilenden Flugs fort von der Stätte der Jugenderinnerung; es erinnerte mich an die rastlos eilende, an die thatenbedürftige Zeit. Immer vorwärts, immer vorwärts!

Ja, vorwärts! — — — — —

Helft pflanzen den Baum, ihr Freunde, zum Segen der gesammten Menschheit!

erfurter Parlament und den preussischen Kammern. 1850 Minister des Neuhern; als solcher ein Hauptgegner der österreichischen Politik. Er starb 1853.

Diese kurze Biographie zeigt uns eine gewisse Aehnlichkeit des Lebenslaufes und des Gedankenganges des parlamentarischen Ministers Radowitz mit denen des Herrn von Bismarck, nur, daß letzterer bei dem Könige von Preußen mehr Empfänglichkeit für seine Pläne vorfand, als Radowitz bei Friedrich Wilhelm IV.

Umsonst schrieb Radowitz im Sommer 1848 die Broschüre: „Friedrich Wilhelm IV. von Deutschland.“ umsonst suchte er nachzuweisen, daß des Königs Sinnen und Trachten seit der Thronbesteigung immer auf eine Einigung Deutschlands gerichtet gewesen sei, so daß es eines äußeren revolutionären Anstoßes garnicht bedurft hätte; er fand nicht die nöthige Gegenliebe bei dem wantelmüthigen Könige und einen scharfen Widerstand bei dem spezifischen Preußenthum, welches sich viel leichter mit einer Norddeutschen Union unter Preußens Führung, als mit einem deutschen Kaiserreiche befreunden konnte.

Die parlamentarische Thätigkeit Radowitz' als Abgeordneter und

als Regierungskommissar kann man in folgende Worte zusammenfassen: Er gab sich alle Mühe, in Frankfurt acht preussisch und in Berlin und Erfurt acht deutsch zu reden. Daß von solchen verwohrenen Standpunkten aus schließlich auch nur hohle, verworene Phrasen herauskamen, ist wohl leicht verständlich, aber die Phrasen imponirten dem seichten Gothaismus trotzdem.

Von seiner Kaiseridee kam übrigens Radowiz früher zurück, als Dahmann, und als auch die Norddeutsche Union scheiterte, da suchte er für Preußen das „möglichst Erreichbare“ in einigen Militärkonventionen und das Aufgehen der Fürstenthümer Hohenzollern — und fand auch das damals nicht einmal.

Wie alle Konservativen der vormärzlichen Zeit „machte“ Radowiz auch in der sozialen Frage. Im Jahre 1846 gab er ein Schriftchen heraus: „Gespräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat“, in welchem er eine Arbeiterorganisation empfiehlt, ein unauf lösliches organisches Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern; unter Oberaufsicht des Staates sollen die Arbeiter gezwungen werden, stets bei demselben „Brotherrn“, Gutbesitzer oder Fabrikanten auszuharren. Und teils behauptete Radowiz, daß dann allerdings ein kleines Stück Leibeigenschaft zurückgerufen werde, daß aber das städtische und ländliche Proletariat, daß Noth und Elend verschwinde. Adam Smith hatte Radowiz keinesfalls gelesen, als er solche Behauptungen aufstellte. Aber was thut das — stellen doch auch jetzt noch „große Staatsmänner“ selbst in Parlamenten über die soziale Frage und den Sozialismus Behauptungen auf, ebenso teils wie es Radowiz that, die gleichfalls von der tollsten Unwissenheit in sozialen Dingen strotzen.

Daß Radowiz mit seiner „Arbeiterorganisation“ kontrerevolutionären Zwecken dienen wollte, leuchtet ja ein; deshalb hatten seine absurden Behauptungen wenigstens einen Zweck, und er that sich viel zugute mit seinen „sozialistischen“ Anschauungen; daß aber moderne, konservative Staatsmänner, wie oben angedeutet, den Sozialismus bloß dem Liberalismus zuliebe schmähen, das wäre einem Radowiz, einem Stahl, einem Gerlach ganz unverständlich gewesen. „Andere Zeiten, andere Sitten“ — Radowiz würde heute vielleicht auch nicht mehr das rothe Gespenst an die Wand malen, aus Angst, daß es Fleisch und Blut gewänne.

Das erste Sturzbad. (Bild Seite 88.) Der Worte braucht's nicht viel bei diesem Blick in das Jugendleben einer besonders beliebten Gattung unter unseren gepflegten Haus- oder besser Hofgenossen. Das Element, in welchem die kaum aus dem Ei gekrochenen Entlein sich ihr ganzes Leben hindurch mit Vorliebe bewegen werden und in dem sie die Schwimmhäute ihrer winzigen Pfötchen bereits für die Betätigung festigen, bricht über sie von oben her urplötzlich und gewaltsam herein. Trotz des ersten Schreckens der Ueberraschung weichen sie nicht; sie mögen bald gefühlt haben, daß es keine feindliche Gewalt ist, mit der sie in eine allerdings etwas heftige und die jungen Kräfte auf eine ziemlich harte Probe setzende Berührung gekommen sind. Die merkwürdige Rinne, aus der zum erstenmal Wasser über sie her stürzte, werden sie nicht aus dem Gedächtnisse verlieren; gar oft wird man sie an dem Platze sehen, um, von der Erfahrung gegen den Schrecken gefeit, daß sie mit vollem Besagen über sich ergehen zu lassen, was sie jetzt beinahe zu Boden geschmettert hätte.

Aus der guten, alten Zeit noch ein Kapitel. In der Augsburger Chronik steht Folgendes zu lesen: Im Jahre 1388, in dem Kriege zwischen den schwäbischen Städten und dem Adel, haben die Augsburger zum erstenmal die Feuerröhre gebraucht. Im Jahre 1373 haben die päpstlichen Kezermeister angefangen im obern Deutschland hart zu verfolgen. Sie haben auch in Augsburg 240, so mehrentheils Weber gewesen, gefänglich eingezogen und die vornehmsten derselben, weil sie nicht widerrufen wollten, am St. Margarethentage zum Feuer verurtheilt. Im Jahre 1405 wurde zum erstenmal die geweihte Hostie in Augsburg in einer Monstranz umhergetragen. Diese Ceremonie ist zuerst in Augsburg angekommen. Bei den gräulichen Widerwärtigkeiten sowohl der römischen Päpste, als unserer Bischöfe nahm der Ruffische, als der Willeitische verwandte, Lehre überhand und ärgerten sich nicht wenig Bürger ob der Geistlichen verruchten Leben, bevor dieweil die Domherren selbst mit Zanken und Balgen einander stets in den Haaren lagen. Denn es so ein wildes Leben bei ihnen worden, daß, so oft sie ihre Konsistoria in der gewöhnlichen Kirche hielten, sie dann nicht mehr mit einem leinenen Chorrod über den wollenen Rock angehan, sondern unter den gefütterten Röcken mit Panzer gewappnet waren. Sie pflegten auch keine Gebetbücher und Paternoster mehr in den Händen, sondern dafür ihre Dolche und Wehren an der Seite zu tragen und tribulirten einander selber als tolle, rasende Wölfe. Sondernlich aber im Jahre des Herrn 1417, da sie kaum wiederum in die Stadt gekommen waren und ihre Kirche von neuem geweiht, hatten sie den Kirchenrath versammelt und am Montage nach St. Bartholomäi Tag eine so gräuliche Berathschlagung gehalten, daß sie von Worten zum Schlagen gekommen. In solchem Vernehmen sind an der Domkirche und deren Kreuzgang über vierzig bloße Wehren gesehen und der Domdechant nebst mehreren Domherren verwundet worden. Und so das

Bolk nicht hinzugelassen wäre und mit Geschrei die Kämpfenden erschreckt und der Bürgermeister bei höchster Strafe nicht Frieden geboten hätte, so würde ein unmenschlich Würgen daraus geworden sein. — Im Jahr 1418. Es wurde der Kaiser Sigismundus, als er hier zur Ergebung nach seiner vielgehabten Mühe und Arbeit lustiger Kurzweil pflegte, von unsern Geschlechtern zu einem Tanz geladen, welchen er denn auch, wie er denn ein freundlicher und lustiger Fürst gewesen, mit großer Demuth besuchte, und damit er seine Höflichkeit desto mehr erwiese, einer jeden Frau (deren 50, wie die Chroniken vermelden, gewesen) ein güldnes Ringlein, so er mit seiner eignen Hand an den Finger gesteckt, gegeben. — Weiter kamen auch in diesem Jahr den ersten Tag des Wintermonats in diese Stadt unbekannte und schwarze Landfahrer, ungefähr ihrer fünfzig, die auch einen großen Haufen häßlicher Weiber und ungestalteter Kinder mit sich führen, über welche zwei Herzoge, und, wie sie sagten, etliche Grafen herrschten. Und gaben sie vor, sie wären arme verjagte Leute aus dem kleinen Egypten und konnten von künftigen Dingen weißagen, wie man aber die Sachen beim Lichte besahen, hat sich befunden: daß es lauter Schelmen und Galgenhewengel gewesen, welche wir jetziger Zeit Zigeuner nennen. — Im Jahr 1420 regierte alhie, wie im ganzen Schwabenland, die leidige Pest und starben allein in dieser Stadt 16,000 Personen. — Im Jahre 1435 ist ein Dekret mit des Kaisers Bewilligung und Gutachten gemacht worden, daß hinfür den Juden neben den Christen im Gericht zu sitzen, und ihre Stimme, wie bisher geschehen, zu geben nicht mehr gestattet seyn sollte: desgleichen auch, daß sie nicht mehr in ihren Synagogen von unsern Bürgern alhie beklagt, sondern ebenso wie andre Bürger und Hintersetzer auf dem Rathhause vor dem Stadtvogt und seinen Beisitzern verhört werden sollen. Denn vor diesem, so ein Bürger mit einem hiesigen Juden eine Klagsache hatte, pflegten solche Handlung ihre Rabbi neben dem Stadtvogt und einer gleichen Anzahl Beisitzern von Christen und Juden in ihrer Schul zu entscheiden. Anders wurd' es aber gehalten, wenn ein Jud gegen einen Christen einen Rechtshandel führte.

Das Chloroform. Es dürfte für viele interessant sein, etwas Näheres über das in Operationsfällen zur Anwendung gelangende Chloroform zu erfahren. Was die Darstellung desselben betrifft, so beruht dieselbe auf einer Einwirkung von Chlor, welches so reichlich in unserm Kochsalz enthalten ist, auf Sumpfgas. Das letztere bildet sich, wenn organische Substanzen bei Luftabschluß sich langsam zersetzen. Aus diesem Grunde sehen wir dasselbe in Steinkohlengruben, Sümpfen sich vorzugsweise entwickeln. Die Herstellung des Chloroforms im Großen geschieht gewöhnlich dadurch, daß man Weingeist (Aethylalkohol) mit einer Lösung von Chlorkalk destillirt. Es ist eine farblose, bewegliche Flüssigkeit mit eigenthümlichem Geruch, welche bei 62 Grad siedet. Erst 16 Jahre nach seiner Erfindung wurde das Chloroform zum erstenmale erprobt, und zwar von Professor Simpson in Edinburgh im Jahre 1847. Ja, fast wäre es durch einen Zufall und vielleicht für immer der großen Mehrzahl der Menschen unbekannt geblieben. Prof. Simpson wollte einst, von der Trefflichkeit des Mittels bereits überzeugt, dessen Zulässigkeit auch bei größeren Operationen seinen Freunden begreiflich machen, jedoch während er zur Anwendung schreiten wollte, mahnte ihn ein Blick auf die Kranke, aus irgendeinem rein äußerlichen Grunde davon abzusehen. Er vollzog deshalb die Operation ohne jegliche Betäubung, und fast war er zu Ende, als die Kranke plötzlich unruhig wurde und nach wenigen Minuten verschied. Hätte nun Simpson nur einige Minuten vorher Chloroform angewendet, dann hätte man sicherlich die Ursache des plötzlichen Todes in der Wirkung desselben gesucht, und mindestens auf lange Jahre hinaus wäre die so segensreiche Wirkung des Chloroforms den Menschen unbekannt geblieben. Nach den verschiedensten glänzenden Erfolgen jedoch, welche Simpson damit erzielte, fand es allmählich überall Eingang; doch hatte man sich in der ersten Ueberraschung durch die großartigen Wirkungen so blenden lassen, daß man an die Gefährlichkeit (man denke nur, aus welchen giftigen Stoffen es besteht) desselben garnicht dachte, und so kam es, daß auf einmal von einer Reihe von Todesfällen bei dessen Anwendung berichtet wurde. Jedoch im Laufe der Zeit hat man sich genauer mit den möglichen Gefahren bekannt gemacht und man hat Mischungen mit anderen Substanzen, besonders mit Aether, welche Gefahrlösigkeit gewährleisteten, vorgenommen. Man kann deshalb sagen, daß das Chloroformiren unter Leitung eines geschickten Arztes nicht mehr gefährlich werden kann, da man ja bei etwa eintretenden unangünstigen Symptomen mit dem Einathmenlassen beliebig aufhören und wieder beginnen lassen kann. Auf welche Weise nun das Chloroform, durch die Lungen eingeathmet, Bewußtlosigkeit und Anästhesie (Gefühllosigkeit) hervorzurufen könne, darüber ist man noch verschiedener Ansicht. Man glaubte nach Befunden von Blutfarbstoff im Urin nach den Operationen, sowie auf Grund von Versuchen an Thieren sich dahin auszusprechen zu müssen, daß die rothen Blutkörperchen im Blute zerseht würden und infolge davon die Ernährung der Nerven leide. Andere dagegen wollen die nächste Ursache der Betäubung darin finden, daß die nach bestimmten physikalischen Gesetzen in's Blut übertretenden Kohlendämpfe als solche direkt nur auf gewisse nervöse Centralapparate lähmend wirken. Jedenfalls ist es nur eine äußerst flüchtige Berührung der Dämpfe mit den Nervencentren, da wir ja selbst nach der

tiefsten Narose (Betäubung) ein verhältnißmäßig schnelles Erwachen und eine vollkommene Erholung ohne jegliche nachtheilige Störungen eintreten sehen. — Die verschiedenen Erscheinungen bis zur völligen Bewußt- und Gefühllosigkeit theilt man in zwei Abschnitte: 1) in den der Aufregung und 2) in den der Toleranz (Gleichgültigkeit). Nachdem zuerst die verschiedenen beängstigenden und beklemmenden Gefühle, von denen jeder bei der Einathmung von Chloroformdämpfen befallen wird, worüber sind, entsteht bald eine Verwirrung der Gedanken und ein rauschartiger Zustand; die Pupille verengt sich, es entstehen krampfartige Muskelbewegungen, die Athemzüge sowie der Kreislauf des Blutes werden beschleunigt, so lange, bis allmählich der Uebergang in das zweite Stadium stattfindet. Der Kranke wird auf einmal ruhiger, die gesammte Muskulatur, welche unter dem Einfluß des Willens steht, wie Arme, Beine u. erschlaffen und die verschiedenen Bewegungen hören auf. Die Athmung wird ganz schwach, ebenso verlangsam das Herz seine Schläge und damit das kreisende Blut seinen Lauf, zuletzt ist das Bewußtsein sammt der Fähigkeit Schmerz zu empfinden, erloschen. Je nach der Konstitution richtet sich die Zeitdauer der verschiedenen Stadien. Ein schwächerer Mensch wird viel leichter in tiefen Schlaf verfallen als ein kräftiger, der oft unter entsetzlichem Toben und Schreien mehr Zeit, mehr Chloroform und große Anstrengungen der Umstehenden in Anspruch nimmt; besonders sind es die Trinker, die nur äußerst schwierig zu beruhigen sind, sie bäumen sich oft auf, wollen davonlaufen und verurachen den Umstehenden auf diese Weise viel Mühe. Auch die Aeusserungen bei dem rauschartigen Zustande sind verschieden, der eine fängt an zu singen, der andere betet, wieder andere erzählen Angenehmes oder Unangenehmes. Oft kommt es vor, daß dabei die größten Geheimnisse und besonders Herzensangelegenheiten unfehlbar ausgeplaudert werden, ohne daß der Betreffende später auch nur die geringste Ahnung davon hat. Die Dauer dieses Zustandes der Schwachhaftigkeit ist jedoch meistens äußerst kurz, und es ist deshalb meist garnicht möglich, den Zusammenhang des Ausgeplauderten zu erfahren, außerdem werden die Worte nur stoßweise und so unendlich ausgesprochen, daß es sehr schwierig ist, richtig zu verstehen. Verfasser erinnert sich noch ganz deutlich, wie sein Bewußtsein, als er chloroformirt wurde, allmählich unnebelt wurde, dann schien es ihm, als ob er auf einmal, wie im Fluge, in eine Gesellschaft versetzt würde, die er garnicht kannte, obgleich er hauptsächlich das Wort führte und standhaft. Später erfuhr er, daß er besonders solche Dinge gesprochen, mit denen er sich in letzter Zeit geistig beschäftigte. Das Erwachen kam ihm vor wie ein langsames Erholen aus dem Schlafe, nur war es ihm schlecht zu Muthe; erst ein Blick auf seinen Verband zeigte ihm, daß er operirt worden war, später allerdings erinnerten ihn die Schmerzen schon von selbst daran. — Einer der häufigsten Uebelstände bei dem Chloroformiren ist das Erbrechen. Dasselbe kann in allen Stadien der Narose eintreten, besonders stellt es sich ein, wenn kurze Zeit vor der Narose der Magen mit Speisen überladen war. Sobald man dies vermeidet, hat man weniger diesen unangenehmen Zwischenfall zu befürchten. In Krankenhäusern werden jetzt deshalb mit Recht den zur Operation Bestimmten auf kurze Zeit die Speisen entzogen. Große Vorsicht muß man bei Herzkranken anwenden, denn die Schläge des Herzens werden durch das Einathmen von Chloroform so verlangsamt, daß bei solchen Kranken, da ja in diesem Falle das Herz an und für sich nicht mehr die Kraft und Energie besitzt, wie bei Gesunden, leicht ein Stillstand desselben eintreten kann, also der Tod zu befürchten ist. — Vergleichen wir nun die früheren Operationen mit den jetzigen, so wird ein jeder begreifen, daß die Erfindung des Chloroforms und seine Anwendung in der Chirurgie den größten Fortschritten unseres Jahrhunderts ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann. Wie viele Operationen konnten früher wegen der unsäglich Schmerzen garnicht oder nur äußerst mangelhaft ausgeführt werden! Wenn man auch hier und da erzählen hört, daß beispielsweise sich einzelne Menschen ein Bein amputiren ließen, ohne eine Miene zu verziehen, so darf man doch nicht vergessen, daß dies einzelne heroische Ausnahmen sind, die als solche nicht in Betracht kommen können. Jedoch nicht allein für die Kranken ist das Chloroform von der segensreichsten Wirkung, sondern auch der Operateur selbst hat seine Vortheile. Das Chloroform besitzt nämlich die Eigenschaft, die willkürlichen Muskeln, wie schon oben erwähnt wurde, zur Erschlaffung zu bringen; im normal lebenden Zustande sind sie es nicht, sondern sie befinden sich immer in einer Spannung (dem Muskeltonus); in Folge davon schiebt sich der Operateur, ganz abgesehen von jeglicher Befestigung einer plötzlichen Störung des Kranken, von den beständig zuckenden Muskeln nicht mehr belästigt. Auch sollen die Schnitte viel leichter wieder aneinanderheilen. Bei großen Schnittwunden schiebt man oft die Wunde aneinanderklaffen; dies beruht einfach auf der Spannung der Muskeln — sobald dieselben durchschnitten werden, ziehen sich beide Theile nach ihren Ansatzpunkten zurück. Schm.

Die Hungersnoth in Indien. (Schluß.) Zu der Hungersnoth gesellen sich die peinigenden Anale des Durstes, und diesen vereinten Feinden weichen die Bewohner des flachen Landes und sammeln sich in den Städten, um dort durch Betteln ihr Dasein zu fristen. Bei dem ersten Zeichen der eintretenden Nothlage hatte die

Regierung von Madras dreißigtausend Tonnen Reis kaufen lassen, um dem Unheil zu begegnen: die Regierung von Indien jedoch rügte diese Maßnahmen, da der Privateinkauf hinreichen würde, mit der ausdrücklichen Begründung: eine weise Volkswirtschaft verbiete, daß der Staat die Sache in die Hand nehme, durch die einfache Nachfrage werde sich die Verproviantirung von selbst regeln! Die Indier dürfen also ohne staatliche Einmischung so frei sein, zu verhungern! Als das Unheil mit voller Wucht hereinbrach, wurden 10—12,000 Menschen bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt; die Mehrzahl der kraftlosen Individuen, welche solcher Arbeit nicht gewachsen war, wurde in großen Lagern zu je 10—12,000 Mann zusammengebracht und auf Staatskosten ernährt. Während unter gewöhnlichen Verhältnissen der Ballen Reis von 75 Kilo 4 bis 5 Rupien kostet, schwankt jetzt der Preis zwischen 11 bis 12 Rupien. Die großen Ankäufe von Reis für die nothleidenden Distrikte in Lahore, Muballa und anderen Orten Oberindiens haben für Bengalen selbst in Folge einer Ausfuhr von 800,000 Tonnen eine bedrohliche Preissteigerung verursacht. Der Markt von Rangoon in Hinterindien hat auch gethan, was er konnte. Auch an die französische Kolonie Saigon in Cochinchina hat man gedacht, ohne jedoch Aussichten zu haben, außer den bereits erhaltenen 350,000 Tonnen Reis noch weiteres zu bekommen. Man muß sich an Amerika oder Java wenden, um die mindestens noch erforderlichen 500,000 Tonnen anschaffen zu können. Um sich einen Begriff von dem Elend zu machen, erwähnen wir nur, daß Ende August in der Präsidentschaft Madras allein über 2 Millionen Menschen theils bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt, theils auf Staatskosten ernährt wurden. Die heimgesuchten Distrikte bieten ein herzbrechendes Schauspiel. Die verlassen Felder gleichen Wüsten, die tiefste Todtenstille herrscht ringsum und der Reisende erblickt nur einen Raubvogel in den Lüften oder einen Schakal, der gefättigt und gleichgültig die links und rechts am Wege liegenden Menschenleichen betrachtet. An den Straßenecken begegnen einem unzählige verlassene Kinder; eine Mutter warf neulich ihr Kind in einen Brunnen, aus Verzweiflung, es nicht ernähren zu können; sie selbst wollte sich tödten, als man sie verhaftete. Bis Ende September sind 298,883 Menschen dem Hunger und Elend erlegen. Neueste Nachrichten melden nun, daß endlich der ersehnte Regen eingetreten ist und man wieder angefangen hat, das Feld zu bebauen. Wäre der gewöhnliche Oktoberregen nicht jetzt eingetreten, so hätte man sich gefast machen müssen, daß das Elend bis in den März nächsten Jahres gewährt hätte. Der Himmel hat sich barmherziger gezeigt, als die englischen Staatsmänner, die dafür halten, die ökonomischen Verhältnisse regeln sich von selbst, und deshalb gegen die Staatshülfe waren, obgleich sie zu rechter Zeit unsägliches Leid verhindern und dem Staat selbst ungeheure Ausgaben hätte ersparen können. Als ein Zeichen von wahrer Gemüthsroheit müssen wir es ansehen, wenn Lord Salisbury, der auch nichts von Staatshülfe wissen mag, neulich in einer Rede, die er zu Bradford hielt, empfahl, die Indier sollen — in den guten Zeiten sparen! — Dieser Schulze-Delitsch der englischen Regierung hat sich selbst gerichtet durch dieses Wort!

Korrespondenz.

Breslau. Gthl. Sie haben im ganzen recht vermutet. Eine an Sie gerichtete Korrespondenzart ist Ihnen nach Wien, wohin Sie sich von Sch. gewendet haben sollten, nachgesendet worden und ist von dort als unbestellbar zu uns zurückgekehrt. Inzwischen ist die Angelegenheit auf andere Weise erledigt worden. — L. B. Wie möchten in der „N. W.“ eine ausführliche Anleitung zum Kopiren bringen? Zum gewandten Kopiren gehört nicht mehr als im Worte liegt; man muß rechnen können und Kopf haben. Eignen Sie sich beides an!

Berlin. G. r. Zur Aufnahme in die „N. W.“ ist Ihre Arbeit allerdings nicht reif. Die Juristendeutung ist erfolgt. Studiren Sie fleißig, dann wird es Ihnen allgemach immer besser gelingen.

Romawek. J. D. Das Buch des Freiherrn Adolf von Knigge „Ueber den Umgang mit Menschen“ ist nicht werth studirt zu werden. Knigge war eine jener Chamäleonmenschen, wie sie das vorige Jahrhundert in großer Zahl aufzuweisen gehabt. Seine Schriften können tonus machen, aber nicht vernünftig belehren. Das Rezept zum Umgang mit Menschen ist übrigens ziemlich einfach: Tritt jedem Menschen, der dich achtungsvoll behandelt, so entgegen, daß seine Achtung vor dir eher steigt als sinkt, und daß sie sich allgemach in warme Sympathie verwandeln kann; verleihe aber jedem Rücksichtslosen, großen Menschen seine Unmarmie durch ärgere Rücksichtslosigkeit, womöglich unübertreffliche Grobheit.

Memmingen. Eisenzieher H. S. Ihr Wunsch ist erfüllt worden. Für die Zukunft bitten wir aber, uns keine bayerischen Postmarken zuzusenden, da dieselben außerhalb Bayerns nichts gelten.

Cincinnati. H. L. Ihre Mittheilungen haben uns sehr überrascht. Wir müssen Sie bitten, sich um Beweise zu bemühen. Ob wir die betreffende Arbeit acceptiren können, verdammen wir erst zu sagen, wenn wir sie geprüft haben.

Braun. L. T. Wir sollen „einen Artikel schreiben“, um Ihre Ansicht zu beweisen, daß das Menschengeschlecht „doch direkt von den Affen, und zwar vom *Macaca* abstammt“? Erlauben Sie das schäblichste Gerächel, daß wir uns für diese Hypothese nicht recht begeistern können; Sie können ja Gründe dafür haben; warum wir aber unsere schätzbaren Urvoelltern grade unter der allerschäblichsten Affensippe suchen sollen, sehen wir nicht ein!

Bukarest. A. B. Daß es Rumänen gibt, die sich über die Tendenz unseres „Wreuelbildes“ in Nr. 4 getreut haben, ist uns gewiß sehr angenehm. Wir glauben den Herzen gern, daß Sie den Krieg und Ihre züftlichen „Vetereer“, „schon lange verdammt satt“ haben; indessen werden Sie sich wohl hüten müssen, Ihren Russenhaß in Ihrem jetzt doch völlig „verrusten“ Vaterlande so exploziren zu lassen, wie Sie es in Ihrem Briefe an uns gethan! Febl. Gr.

Sachsenhausen. K. S. Vorbeigetrossen, aber etwas sehr. Öffentlich gefing't das nächste mal besser!

(Schluß der Redaktion: Donnerstag, den 8. November.)